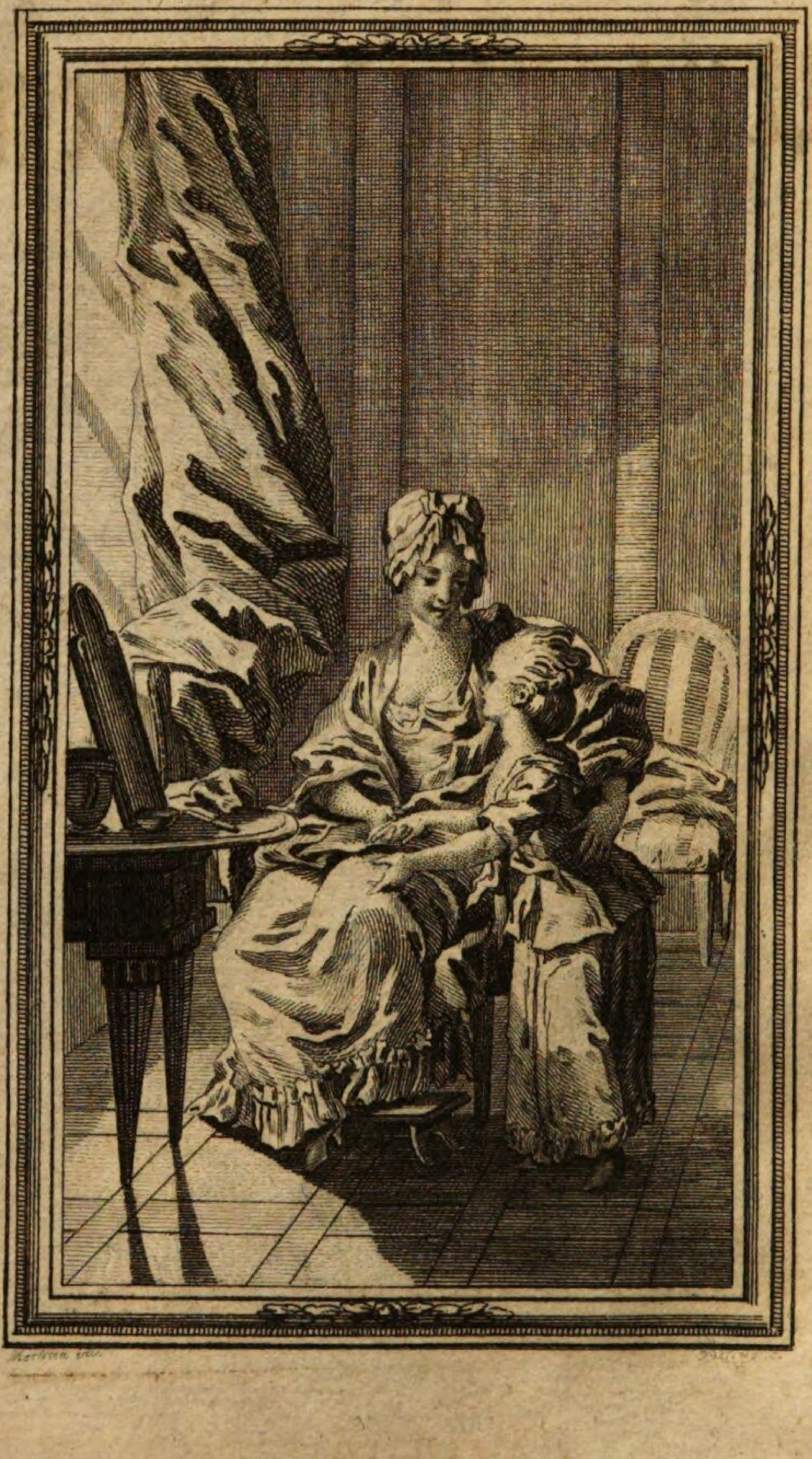
H
639

von Halder
N. 3702.



Emiliens
Unterredungen
mit ihrer Mutter.

Inutileisque falce ramos amputans,
Feliciores inserit.

HOR.

Aus dem Französischen übersetzt.
[V.: Madame d'Epinay]

[Ü.: Gg. Joach. Zollikofer oder Lud. Ferd. Huber]

Leipzig
bey Siegfried Lebrecht Crusius
1775.

Brief
des Verfassers an den Herausgeber.

Sie hatten mich ganz niedergeschlagen, mein Herr, da Sie mir neulich sagten, meine Unterredungen wåren noch nicht das, wofür ich sie hielte. Nun haben Sie mich dadurch wieder aufgerichtet, daß Sie mir melden, Sie håtten darinnen keinen Erziehungsplan, und nicht einmal allenthalben viel Verbindung der Ideen wahrnehmen können. Die Ursache davon ist ganz natürlich. Ich habe weder einen neuen Erzie-

 hungs-

hungsplan vorlegen wollen, noch auch es wagen dürfen, mich von demjenigen zu entfernen, nach welchem sich die meisten verständigen Eltern bey der Erziehung ihrer Töchter richten. Ich habe nur, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Lücke dieses Gebäudes ausfüllen und zeigen wollen, wie eine aufmerksame Mutter die verlornen Stunden und die Augenblicke der Erholung dazu anwenden könne, den Geist eines Kindes zu bilden, und ihm rechtschaffene und tugendhafte Gesinnungen einzuflößen. Hier ist es also weder um Plan noch um System zu thun.

Inzwischen muß doch die Erziehung, selbst in diesem Gesichtspunkte betrachtet, eben so wie in einem wohlgeordneten und genau verbundenen Systeme, in verschiedene Epochen abgetheilt werden, und man

müßte

müßte für jede derselben ein besonderes Werk verfertigen. Man kann vornehmlich drey solcher Epochen bestimmen. Die erste höret mit dem zehnten, die andere mit dem vierzehnten oder funfzehnten Jahre auf, die dritte geht bis auf die Verheurathung oder sonstige Versorgung des Kindes.

Nach diesem Entwurfe hätte ich es noch zur Zeit nur versucht, für die erste Epoche zu arbeiten, wo es darum zu thun ist, dem Geiste einfache oder doch nicht sehr zusammengesetzte Ideen vorzuhalten, ihn dieselben auseinander setzen zu lehren, und ihm dabey zu helfen, und sich oft einen kindischen Einfall zu Nutze zu machen, um ihn vermittelst desselben zu gründlichen und vernünftigen Gedanken und Ueberlegungen zu leiten. Die Arbeit für die beyden

den andern Epochen würde weit ernsthafter und schwerer seyn, und ich weiß nicht, ob ich Kräfte genug haben werde, sie zu unternehmen, wenn es einst das Alter meiner Tochter erfordern sollte.

Nach diesem Bekenntnisse überlasse ich Ihnen, mein Herr, diese Unterredungen. Gebrauchen Sie dieselben wie es Ihnen gefällt, weil Sie doch glauben, daß sie auch andern Kindern nützlich seyn könnten.

Paris, den 1. Jenner 1774.

Emiliens
Unterredungen
mit
ihrer Mutter.

Unterredungen
einer
Mutter mit ihrer Tochter.

Erste Unterredung.

Emilia.

Mama, ich habe meinen Catechismus gut gelernt, wollen sie, daß ich nun bey ihnen arbeite? — — — Ach Mama! kommen sie, kommen sie, ich höre die Trommel: Es sind gewiß die Affen, die vorbey gehen.

Die Mutter.

Geh nur mit deiner Hofmeisterinn ans Fenster, mein Kind, und wenn sie vorbey sind, so komm zur Arbeit.

(Emilia geht ans Fenster, und kommt darauf wieder zurücke.)

Emilia.

Ich habe sie gesehen, Mama; warum sind sie nicht auch gekommen, sie zu sehen? Sind sie denn den Affen nicht gut?

Die Mutter.

Nicht sehr. Da, hier ist deine Arbeit; du sollst bis zu dieser Blume sticken.

Emilia.

Ja, Mama; aber warum sind sie den Affen nicht gut? Ich bin ihnen recht gut.

Die Mutter.

Und warum bist du ihnen gut?

Emilia.

Nun, sie sind drollicht, sie belustigen mich — Wie sie aussehen! — — Wie sie sich geberden!

Die Mutter.

Wenn du sie besser kenntest, so würden sie dich nicht so sehr belustigen; sie sind bösartig, sie sind falsch, heimtückisch, diebisch — —

Emilia.

So! — — Es ist Schade — — — Doch da ich sie nur durchs Fenster sehe, werden sie mir nichts zu Leide thun; sie sehen gar sonderbar aus — — — ich möchte sie doch wohl von nahem sehen.

Die Mutter.

Und was ist denn wohl ein Affe? Da du ihnen so gut bist, wirst du ohne Zweifel wissen, was sie sind!

Emilia.

O ja; der Affe ist ein Thier.

Die Mutter.

Sieht er denn aus wie ein Hund oder wie eine Katze?

Emilia.

Nicht doch, Mama, er sieht aus wie ein Affe.

Die Mutter.

Aber welchem Thiere ist er wohl am ähnlichsten?

Emilia.

Das weiß ich nicht Mama. Wollen sie es mir wohl sagen?

Die Mutter.

Dem Menschen; er hat seine Gestalt, seine Hände, seine Füsse — — —

Emilia.

Ist denn der Mensch ein Thier?

Die Mutter.

Er ist ein vernünftiges Thier.

Emilia.

Warum sagen sie ein vernünftiges Thier, Mama?

Die Mutter.

So drückt man sich aus, um den Menschen vom Viehe oder von den unvernünftigen Thieren zu unterscheiden; weil der Mensch das einzige Geschöpf ist, das den Gebrauch der Vernunft und der Sprache hat.

Emilia.

Die Menschen sind also Thiere? Das ist doch artig! Und wir, Mama, sind wir auch Thiere?

Die Mutter.

Wenn ich sage der **Mensch**, oder die **Menschen**, so verstehe ich dadurch alle menschliche Geschöpfe; wenn ich aber sage ein **Mensch**, oder ein **Mann**, so bezeichne ich damit bloß ein menschliches Geschöpf vom männlichen Geschlechte, und wenn ich sage eine **Frau** oder eine **Jungfrau** so zeige ich damit ein menschliches Geschöpf von dem weiblichen Geschlechte an.

Emilia.

Ha, Mama, da kauet Rosette an meinem Kleide! — — — aber, Mama, die Hunde reden doch nicht?

Die Mutter.

Nein, sie haben weder den Gebrauch der Vernunft noch den Gebrauch der Sprache, sie fühlen aber so wie wir den Schmerz, sie leiden und beklagen sich darüber, wenn man ihnen wehe thut.

Emilia.

Emilia.

Was thun sie wohl, die Hunde?

Die Mutter.

Sie bewachen ihre Herren, und diese ernähren und versorgen sie dafür.

Emilia.

Und die Menschen, warum sind sie in der Welt?

Die Mutter.

Um in Gesellschaft mit einander zu leben.

Emilia.

Und was machen sie den ganzen Tag?

Die Mutter.

Sie helfen einander wechselsweise in ihren Bedürfnissen, in ihren Geschäfften und selbst in ihren Vergnügungen.

Emilia.

Und wie würde es wohl demjenigen ergehen, der den andern nicht helfen wollte?

Die Mutter.

Die andern würden ihm auch nicht helfen, er würde zu nichts nutze seyn, man würde ihn bald weder lieben noch hochschätzen, noch seinen Umgang suchen: er würde in kurzer Zeit an allem Mangel leiden, und zuletzt würden ihn Langeweile, Mangel, Kummer und Verdruß tödten.

Emilia.

Wer glücklich seyn will muß also andern nützlich seyn.

Die Mutter.

Dieß ist allerdings eines der sichersten Mittel um glückselig zu werden.

Emilia.

Was ist doch wohl Glückseligkeit?

Die Mutter.

Eben das, was du empfindest, mein Kind, wenn du mit dir selbst zufrieden bist, und dem, was wir von dir fordern, ein Genüge gethan hast.

Emilia.

Also, wenn ich recht gehorsam gewesen bin, und alle meine Schuldigkeiten erfüllet habe. — Allein, wenn ich einmal groß bin, so werde ich keine Schuldigkeiten mehr zu erfüllen und also auch keine Gelegenheit mehr haben, glücklich zu seyn.

Die Mutter.

Jedes Alter hat seine Pflichten, seine Beschäfftigungen, seine Vergnügungen — — —

Emilia.

Mama, sehen sie einmal meine Arbeit, sie ist nicht übel.

Die Mutter.

Ist sie fertig? Ich habe dir ja gesagt, nicht eher aufzustehen, bis du das, was ich dir aufgegeben, gemacht habest.

Emilia.

Emilia.

Aber warum das, Mama?

Die Mutter.

Weil man sich daran gewöhnen muß, das, was man zu thun hat, in einem fort zu thun, und nicht ohne Ursache von einer Beschäfftigung zur andern überzugehen.

Emilia.

Aber Mama, ich — — —

Die Mutter.

Keine Einwendungen, wenn ich dir sage, was du thun sollst, so mußt du dich meinen Befehlen ohne Widerrede unterwerfen.

Emilia.

Ich will ihnen gehorchen, Mama; aber erlauben sie mir, sie zu fragen, warum sie es mir zu gewissen Zeiten vergönnen, daß ich allerhand Fragen an sie thue und ihnen alles sage, was mir durch den Kopf geht, und warum sie solches zu andern Zeiten nicht leiden wollen?

Die Mutter.

Wenn wir, es sey zu deinem Unterrichte oder zu deinem Vergnügen, mit einander reden, so kannst du mir frey und ohne Scheu alle deine Gedanken mittheilen, und dann antworte ich dir, und deine Fragen sind nicht unschicklich; wenn ich dir aber ein gewisses Verhalten vorschreibe, so mußt du ohne Widerrede gehorchen.

Emilia.

Und warum das, Mama?

Die Mutter.

Aus Ehrerbietung und aus Vertrauen. Habe ich jemals etwas von dir gefordert, das nicht gut für dich gewesen wäre?

Emilia.

Nein, Mama.

Die Mutter.

Ich habe mich immer dazu verstanden, dir, in so weit es dein Alter erlaubte, die Gründe zu sagen, warum ich dir dieses oder jenes befohlen oder verboten habe; du weißt es selbst, warum solltest du dich denn weigern, mir ohne Widerrede zu gehorchen?

Emilia.

Das ist wahr, Mama, und ich versichere sie, daß ich ihnen künftig ohne alles Widersprechen gehorchen werde, aber dafür werden sie mir auch erlauben, ihnen alles zu sagen, was ich will, wenn wir uns mit einander unterreden.

Die Mutter.

Ja, ich erlaube es dir, aber nur alsdann, wenn wir uns mit einander unterreden.

Emilia.

Unterreden wir uns jtzt mit einander, Mama?

Die Mutter.

Nun, ich dächte ja, was meynest du?

Emilia.

O so will ich ihnen denn recht viel sagen — — — Hören sie Mama? warum bin ich wohl auf der Welt?

Die Mutter.

Nun, das möchte ich wohl von dir selbst hören.

Emilia.

Ich weiß es nicht.

Die Mutter.

Was thust du denn den ganzen Tag?

Emilia.

Was ich thue? Ich gehe herum, ich lerne, ich springe, ich trinke, ich esse, ich lache, und wenn ich recht artig bin, so schwatze ich mit ihnen.

Die Mutter.

Gut, dieß ist es eben, warum du noch zur Zeit in der Welt bist; du bist da, um zu trinken, zu essen, zu schlafen, zu lachen, zu springen, groß zu werden, und etwas zu lernen, dieß ist es, was du da zu thun hast; und so wie du wirst größer werden, werden sich auch deine Beschäfftigungen und deine Pflichten ändern; anstatt in der Welt zu seyn, um zu springen, zu tanzen, und andern zur Last zu seyn, wirst du alsdann da seyn, um zu arbeiten, um andern nützlich zu werden, um andere Pflichten zu erfüllen und andere Vergnügungen zu genießen.

Emilia.

Andern zur Last zu seyn? Bin ich denn jemanden zur Last?

Die Mutter.

Allerdings, weil du ein Kind bist.

Emilia.

Aber ein Kind ist doch auch eine Person.

Die Mutter.

Ein Kind ist ein Kind, das erst mit der Zeit eine vernünftige Person werden wird.

Emilia.

Aber was bin ich denn itzt, da ich ein Kind bin?

Die Mutter.

Wie? du bist fünf Jahre alt und hast noch nie darüber nachgedacht, was du bist? Suche es doch selbst auszufinden.

Emilia.

Mama, ich finde nichts.

Die Mutter.

Ein Kind ist ein schwaches Geschöpf, das von jedermann abhängt; ein Kind ist unwissend, unbesonnen, schwach, einfältig, ungestüm und unvorsichtig.

Emilia.

Wie, ich hätte alle diese Fehler?

Die Mutter.

Das sind die Fehler deines Alters. Du siehst wohl, daß es ein Kind bloß der Zärtlichkeit seiner Eltern zu danken hat, daß man Sorge für dasselbe trägt, und daß es andern Leuten nothwendig beschwerlich und unerträglich seyn muß.

Emilia.

Mich dünkt doch, daß ich nicht so schwach bin.

Die Mutter.

Die geringste Person kann dich durch einen einzigen Stoß umwerfen, kann dich tödten, dich zernichten.

Emilia.

Aber kann sich denn ein Kind nicht wie ein andrer Mensch wehren?

Die Mutter.

Seine Schwachheit verhindert es daran, seine Unwissenheit und seine Unbesonnenheit erlauben ihm nicht, die Gefahr vorherzusehen oder zu vermeiden. Es muß immer jemanden um sich haben, der es bewache, beschütze, bewahre, und doch ist niemanden etwas daran gelegen, sich diese sehr beschwerliche Mühe zu geben, weil das Kind nichts hat, das ihn dafür schadlos hielte. Bloß durch sein sanftes, gelehriges Wesen, durch seine Unterwürfigkeit, durch seine Ehrerbietung gegen diejenigen, die ihm Dienste leisten, kann es sich Hoffnung zur Fortsetzung derselben machen, denn, wenn es mürrisch und eigensinnig ist, wenn es grobe und unbescheidene Antworten giebt, wenn

es nicht recht herzlich fühlet, wie sehr es allen denjenigen verbunden ist, die ihm nichts böses thun, so wird es bald von jedermann verlassen werden, und dann würde es sehr zu beklagen seyn.

Emilia.

Aber, Mama, ist meine Hofmeisterinn nicht verbunden, Sorge für mich zu tragen?

Die Mutter.

Deine Hofmeisterinn trägt Sorge für dich, weil ich sie darum gebeten und ihr solches aufgetragen habe; aber ich kann sie nicht verbinden, dich zu lieben, wenn du nicht liebenswürdig zu seyn suchest, und wenn du mürrisch, unfreundlich, undankbar gegen sie bist, so kann ich nicht mit Rechte von ihr verlangen, daß sie dir Dienste leiste, die du so schlecht erkennetest, ja ich würde ihr selbst in diesem Falle verbieten, dir behülflich zu seyn.

Emilia.

Dann würde ich mich ganz alleine anziehen.

Die Mutter.

Glaubest du, daß du das kannst?

Emilia.

O ja Mama.

Die Mutter.

Laß einmal sehen, mache deinen Ueberwurf und dein Halsband los.

Emilia.

Da ist mein Halsband los.

Die

Die Mutter.

Und nun deinen Ueberwurf.

Emilia.

O ich will ihn wohl ganz alleine ausziehen — Mama wollen sie mir wohl die Hacken aufmachen?

Die Mutter.

Nein, du sollst alles ganz alleine thun, weil wir voraussetzen, du habest niemanden, der dir helfe.

Emilia.

Aber das Uebrige würde ich doch gewiß machen können.

Die Mutter.

Du mußt also jemanden haben, um deine Hacken loszumachen? Thue dein Halsband wieder um.

Emilia.

Mama, ich kann nicht.

Die Mutter.

Du mußt also jemanden haben, um dir das Halsband zuzubinden. Urtheile aus dieser Probe, wie sehr du deiner Hofmeisterinn nöthig hast; wie sehr du dich hüten mußt, daß du sie nicht verdrießlich machest und sie dich nicht verlasse; denn wenn sie dich durch deine Schuld verließe, so würde dir niemand helfen wollen.

Emilia.

Gewiß, Mama, ich würde sehr zu beklagen seyn; ich habe sonst niemals daran gedacht: ganz alleine könnte ich weder aufstehen noch zu Bette gehen, noch irgend etwas anders thun.

Die Mutter.

Wenn man also der Hülfe anderer so wenig entbehren kann, so muß man, wie du wohl siehst, gegen jedermann höflich und erkenntlich, man muß nicht mürrisch und verdrießlich seyn, sich den Unterricht und die Erinnerungen, die man erhält, zu Nutze machen, und wenn man zurechte gewiesen, oder bestraft wird, solches als einen Beweis der Freundschaft und als ein Mittel betrachten, wodurch man besser werden und sich beliebt machen kann.

Emilia.

An dieses alles hatte ich noch niemals gedacht.

Die Mutter.

Freylich ist man in deinem Alter unbesonnen, und denket nicht weit.

Emilia.

Aber nun werde ich mich in acht nehmen, und meine Hofmeisterinn viel lieber haben, weil sie so viel Mühe mit mir gehabt hat. — aber Mama, nicht wahr, es sind noch viele Dinge, die ich nicht weiß?

Die

Die Mutter.

Es giebt nicht nur viele Dinge, die du nicht weißt, sondern du siehst wohl, daß du noch nichts weißt, weil du nicht einmal weißt, was du bist, noch was du auf der Welt zu thun hast.

Emilia.

O nun weiß ich es, und werde es nicht wieder vergessen. — Mama, ich bin mit dem, was sie mir aufgegeben haben, fertig, wollen sie wohl meine Arbeit ansehn?

Die Mutter.

Laß sehen. — — — Es ist gut. Nun kannst du spielen, wenn du des Redens müde bist.

Emilia.

Mama, weil sie doch mit mir zufrieden sind, so möchte ich sie wohl bitten, mir ein recht großes Vergnügen zu machen.

Die Mutter.

Was denn?

Emilia.

Erzehlen sie mir doch die Geschichte von der Dame, von welcher sie gestern mit meinem Papa sprachen.

Die Mutter.

Recht gerne. Wenn du vernünftig bist, so kann ich dir nichts abschlagen. Diese Dame war die Wittwe eines vornehmen Mannes. Bey seinem Tode behielt sie einen Sohn, und eine Tochter, aber kein Vermögen — — —

Emilia.

Wie hieß sie?

Die Mutter.

Du kennest sie nicht.

Emilia.

Aber ihre Tochter?

Die Mutter.

Die hieß Julie. Eines Tages sagte sie zu ihr: meine Tochter ich bin nicht reich, und itzt habe ich mich ganz erschöpft, um deinem Bruder eine Officierstelle zu verschaffen. Bisher hat er sich durch sein gutes Verhalten, und durch seine Ehrbegierde von andern jungen Leuten seines Alters unterschieden. Er wird sich, wie ich hoffe, schon forthelfen, und kann dir dereinst nützlich seyn, aber du, — du hast nichts. Ich bin nicht im Stande, dir Lehrer zu halten, noch dir eine vornehme Erziehung zu geben. Bloß von deinen Tugenden und von deinem eifrigen Bestreben, dir die guten Eigenschaften, welche dir fehlen, zu erwerben, kannst du dir Hülfe versprechen. Ich will dir dabey mit den Einsichten an die Hand gehen, welche mir die Erfahrung und die Kenntniß der Welt verschafft haben. Wenn du dich nicht beliebt machest, wenn du die Leute nicht durch deine persönlichen Eigenschaften für dich einnimst, so wirst du dein Glück nicht machen, du wirst dich nicht verheurathen können.

Emilia.

Aber Mama, warum sagte ihr diese Dame das?

Die

Die Mutter.

Weil sie nicht reich war, und ein Frauenzimmer, das nichts hat, besser als andere seyn muß, wenn man sich um sie bewerben soll; denn wenn du arm und böse bist, so kann man nichts mit dir anfangen, sondern überläßt dich dir selber.

Emilia.

Ich möchte keinen Mann haben, der arm und böse wäre.

Die Mutter.

Du mußt es also ganz natürlich finden, daß man auch ein zugleich armes und böses Frauenzimmer nicht haben mag.

Emilia.

Das ist wahr. Nun weiter, Mama!

Die Mutter.

Nun, Julie hatte unglücklicher Weise eine böse Gemüthsart; sie war mürrisch, faul, eigensinnig; ließ immer ihre eigenen Vergehungen die Unschuldigen entgelten, und war so undankbar gegen ihre Mutter, daß diese alle Hoffnung sie zu bessern aufgeben und sie in ein Kloster thun mußte. Das Beyspiel ihres Bruders hatte sie nicht ändern können. Dieser hatte die größte Ehrerbietung gegen seine Mutter; er näherte sich ihr niemals, ohne ihr Beweise davon zu geben; er hatte ein sehr großes Zutrauen zu ihr. Nichts fürchtete er mehr, als ihr zu mißfallen. Was Mademoiselle Julie betrifft, so hat sie eine ansehn-

liche Partey verscherzt, weil die Erkundigungen, die man ihrentwegen im Kloster anstellte, ihr so ungünstig waren, daß sie ihr Liebhaber, ungeachtet ihrer schönen Gestalt, die ihn anfänglich verführt hatte, nicht haben wollte.

Emilia.

Und was ist denn aus der Mademoisell Julie geworden?

Die Mutter.

Sie ist im Kloster geblieben, und wird ihr Lebenlang da bleiben.

Emilia.

Aber vielleicht wird sie sich bessern?

Die Mutter.

In einem gewissen Alter bessert man sich nicht mehr, meine Tochter. Wenn man nicht von seiner Kindheit an daran gearbeitet hat, so wird es zuletzt fast unmöglich.

Emilia.

War sie hübsch, die Mademoisell Julie?

Die Mutter.

Sehr hübsch; aber liebenswürdig war sie nicht.

Emilia.

Es ist also besser liebenswürdig als hübsch zu seyn. Doch = = = Mama, bin ich hübsch?

Die Mutter.

Noch zur Zeit bist du es nicht.

Emilia.

Aber warum sagt denn jedermann, daß ich so artig sey?

Die Mutter.

Das will ich dir Morgen sagen. Geh, spiele nun mit deiner Hofmeisterinn, bis wir spatzieren gehen, und mache dich recht lustig, weil du gut gearbeitet hast.

Zweyte Unterredung.

Emilia.

Mama, wie heißt = = = nein, das war es nicht, was ich sagen wollte, = = = Mama, sie haben mir versprochen, mir etwas zu sagen, wollen sie es mir wohl sagen?

Die Mutter.

Was ist es denn, mein Kind?

Emilia.

Ich möchte wissen, warum man immer sagt, ich sey artig, ich gefalle, wenn ich doch nicht hübsch bin?

Die Mutter.

Man kann artig seyn und andern wohlgefallen, ohne eben hübsch zu seyn, und man kann sehr hübsch seyn, ohne artig zu seyn, oder andern wohl zugefallen, denn = = =

Emilia.

Ja, ja Mama, ich verstehe es schon; um artig zu seyn, muß man sich wohl verhalten, bescheiden seyn, nichts unschickliches sagen, niemanden beschwerlich fallen, nicht wahr, Mama, sie haben mir das gesagt?

Die

Die Mutter.

Du hast Recht. Sage mir nun, bist du hübsch oder artig?

Emilia.

Nun = = = Mich dünkt ich sey es.

Die Mutter.

Welches von beyden?

Emilia.

Hübsch, Mama.

Die Mutter.

Was heißt denn hübsch seyn?

Emilia.

Ich weiß wohl ungefehr, aber ich kann es nicht recht sagen.

Die Mutter.

Um hübsch zu seyn, muß man eine sehr weiße Haut, schöne Augen, eine wohlgestaltete Nase, einen hübschen, weder zu kleinen noch zu großen Mund haben, und alle Theile des Gesichts müssen in dem gehörigen Verhältnisse gegen einander stehen; die ganze Gestalt muß angenehm seyn; man muß einen schönen Haarwuchs haben, das Gesicht nicht verzerren, und endlich weder mürrisch noch spöttisch, sondern freundlich und bescheiden aussehen.

Emilia.

So wie meine Base?

Die Mutter.

Ja; hast du nun das alles?

Emilia.

Nun, alles wohl nicht.

Die Mutter.

Also bist du nicht hübsch.

Emilia.

Aber warum sagen es denn fast alle Leute, die hieher kommen?

Die Mutter.

Hast du noch nie gehört, daß man auch zu andern Kindern, so wie zu dir gesagt hat, sie seyn artig, liebenswürdig, ob sie es gleich nicht wären?

Emilia.

Ich weiß nicht, ich habe nicht Achtung darauf gegeben.

Die Mutter.

Aber hat man dich niemals gelobt, ob du es gleich nicht verdientest? Besinne dich nur recht.

Emilia.

Ich denke darauf. — Mich dünkt, das könnte wohl seyn, aber in dem Augenblicke, da man

man mich lobte, glaubte ich das Lob zu verdienen, oder ich fürchtete vielmehr, sie möchten das Gegentheil davon sagen, Mama = = = = Doch ja, einmal glaubte ich so gar, daß man meiner spottete.

Die Mutter.

Das war es alles nicht. Es ist eine falsche und übel verstandene Höflichkeit, nach welcher man sich für verbunden hält, alles zu loben, was man nur in dem Hause, wohin man kömmt, findet, von der Frau des Hauses an bis auf den kleinen Hund. Du hast doch wohl gesehen, daß Leute, denen meine Hündinn in die Beine beißen wollte, dieselbe nichts desto weniger ein allerliebstes Thierchen nannten. Glaubest du, daß dieses Compliment aufrichtig gewesen sey, und daß Rosette es verdient habe?

Emilia.

O gewiß nicht.

Die Mutter.

Diejenigen, die dir sagen, daß du hübsch, daß du artig bist, denken solches eben so wenig von dir als von Rosette, oder wissen eben so wenig, ob du dieses Lob besser verdienest als sie, oder bekümmern sich doch eben so wenig darum, ob sie es wissen oder nicht.

Emilia.

Aber das ist sehr dumm zu reden, um etwas Unwahres zu sagen.

Die Mutter.

Du hast Recht, es ist viel besser zu schweigen. Ich habe deßwegen bemerkt, daß alle gutdenkende junge Leute von solchen Complimenten gar nichts halten, und sich wohl gar dadurch beleidiget finden. Es ist sehr läppisch, oder sehr leichtsinnig, solche Reden zu führen, aber es würde noch viel läppischer seyn, sie zu glauben, oder sich derselben zu rühmen.

Emilia.

Nein, Mama, man soll mich gewiß nicht mehr so anführen. = = = Aber = = = wenn ich mich recht wohl verhalte, so ist es dann doch wahr, daß ich artig bin, denn meine Hofmeisterinn hat es mir gesagt, und sie auch, Mama.

Die Mutter.

Wenn du vernünftig bist, so sagen wir zu dir, wenn du immer so wärest, so würdest du artig seyn, weil du es alsdann wirklich bist; aber du weißt noch nicht, daß man bey einem ungleichen Verhalten nicht artig ist, und wenn du diesen Ruhm mit der Zeit verdienen willst, so mußt du alle Tage ein wenig vernünftiger werden.

Emilia.

Mama, ich will es immer seyn; von heute an will ich vollkommen seyn.

Die Mutter.

Was verstehst du dadurch?

Emilia.

Emilia.

Ich will sagen, daß ich mich immer wohl verhalte.

Die Mutter.

Du hältst also dieses für ganz leicht?

Emilia.

Ja, Mama, man darf es ja nur wollen.

Die Mutter.

Und wie willst du die Sache angreifen?

Emilia.

So daß ich immer das thue, was mir meine Hofmeisterinn und sie sagen werden, und daß ich nichts anders thue.

Die Mutter.

Fange denn damit an, daß du dich gerade haltest.

Emilia.

Ja, Mama, ist es so recht?

Die Mutter.

Ja, und setze deine Füße auswärts. So ist es recht. Hast du diesen Nachmittag, da ich Besuch hatte, geschrieben?

Emilia.

Ja, Mama, aber ich darf ihnen meine Schrift nicht weisen, sie ist so schlecht! = = = so gekritzelt! = = =

Die Mutter.

Du hattest auch noch nicht den Entschluß gefaßt, vollkommen zu seyn! = = = Doch sieh, wie schon wieder deine Füße stehen, und dein Kopf = = =

Emilia.

So sind sie wieder in der Ordnung. Mama, wollen sie mir erlauben, eine andere Seite zu schreiben, ich werde es gewiß gut machen.

Die Mutter.

Ich bins wohl zufrieden. Setze dich an diesen Tisch. = = = Sitzest du gut?

Emilia.

Ja Mama.

Die Mutter.

Du hältst die Feder nicht recht = = = und den Kopf schief. = = = Auch schreibest du nicht gerade. = = = Du wirst ungeduldig? Nimm dich in Acht, die Ungeduld kann nicht mit der Vollkommenheit bestehen. = = = Es ist mir leid, aber diese Seite ist nicht besser als die andere.

Emilia.

Aber wie soll ich es denn machen? Ich will noch einmal anfangen.

Die Mutter.

Nein, du hast heute genug gelernt. Es gehöret zu allem Zeit. Du mußt dich nur befleißigen,

gen, es alle Tage etwas weniger schlecht zu machen; aber man kann weder in einem Tage schreiben lernen, noch auch sich in so kurzer Zeit merklich bessern. Du hast wohl schon vergessen, was wir gestern über dein Alter und über das, was du in der Welt zu thun habest, mit einander gesprochen haben?

Emilia.

Verzeihen sie mir, ich denke noch wohl daran, ich bin in der Welt, um zu lernen, zu springen, zu tanzen. = = =

Die Mutter.

Ja, und um zu wachsen, groß zu werden, um deinen Körper, dein Herz, deinen Geist zu bilden. Sage mir Emilia, steht es wohl bey dir, auf einmal, z. E. von heute bis Morgen, eben so groß zu werden, als ich bin?

Emilia.

Nein, gewiß nicht, Mama.

Die Mutter.

Nun, so wenig du auf einmal so groß als ich werden kannst, eben so wenig steht es in deiner Gewalt, in einem Tage gut schreiben zu lernen und vernünftig zu werden.

Emilia.

Ich muß also warten, bis ich groß bin, um vernünftig zu seyn?

Die Mutter.

Je mehr du dich bemühen wirst, es zu werden, desto eher wirst du dazu gelangen; es giebt aber eine deinem Alter eigene Vernunft, und die ist es allein, worauf du itzt Ansprüche machen kannst.

Emilia.

Welches ist denn die Vernunft meines Alters?

Die Mutter.

Itzt besteht sie darinnen, daß du dich für das hältst, was du bist, und es erkennest, daß du ohne die Hülfe anderer nichts vermagst.

Emilia.

Daß ich also folgsam und dankbar sey, nicht wahr?

Die Mutter.

Ja, und daß du dich befleißigest, das zu lernen, was man dich lehret, und was deinem Alter und der Fähigkeit deines Verstandes gemäß ist. Dazu gehört auch, daß du mir dein ganzes Zutrauen schenkest, weil du selbst gestehst, daß ich dich niemals betrogen habe.

Emilia.

O das ist sehr wahr, Mama; aber hernach, was werde ich hernach thun?

Die Mutter.

Hernach? Nun, da wirst du nach und nach größer werden, dein Verstand wird sich entwickeln, deine

deine Kenntnisse werden sich vermehren, und du wirst mit der Zeit eine vernünftige Person werden.

Emilia.

Wenn ich mich erst werde bemühet haben, meine Fehler zu verbessern.

Die Mutter.

Und du wirst eine gewisse Gewalt oder Herrschaft über dich selbst erlangen, die eben das ist, was man Tugend nennet, und ohne welche man sich weder Glückseligkeit, noch Achtung, noch guten Erfolg bey seinen Unternehmungen versprechen darf; aber vollkommen wirst du nicht seyn.

Emilia.

Aber warum das? Wann werde ich es denn seyn?

Die Mutter.

Dieser Vorzug kömmt den Menschen nicht zu. So wie du deine Fehler hast, so haben auch wir die unsrigen, und wir arbeiten so wie du, daran, uns zu verbessern, um uns selbst zu befriedigen, und die Achtung anderer Menschen beyzubehalten.

Emilia.

Was ist die Achtung anderer Menschen?

Die Mutter.

Es ist der Beyfall, den sie unserm guten Verhalten geben, und den uns selbst diejenigen Per-

sonen, die uns am wenigsten kennen, oder die gar Ursache hätten, uns nicht zu lieben, nicht versagen können.

Emilia.

Das verstehe ich nicht, Mama. Wie kann man etwas billigen, und jemanden Beyfall geben, wenn man die Leute nicht kennet?

Die Mutter.

Sage mir doch einmal, was denkest du von den beyden Kindern, deren Geschichte ich dir gestern erzehlet habe? Von der Mademoisell Julie, zum Exempel?

Emilia.

O ich glaube, daß es ein sehr böses Kind ist.

Die Mutter.

Und von ihrem Bruder, was für eine Meynung hast du wohl von ihm?

Emilia.

Ich denke, daß er sehr liebenswürdig, sehr tugendhaft, sehr weise ist.

Die Mutter.

Nun, die gute Meynung, die du auf das, was du von seinem guten Verhalten gehöret hast, von ihm hegest, ist das, was man Achtung oder Hochachtung nennet. Und doch kennest du ihn nicht.

Emilia.

Emilia.

Ja, aber nun kenne ich ihn.

Die Mutter.

Du kennest ihn nur dem Rufe nach, aber das heißt nicht jemanden kennen, weil du ihn niemals gesehen hast.

Emilia.

Mama, werden sie so gütig seyn, und mir heute eine Historie erzehlen?

Die Mutter.

Nein, mein Kind, es ist späte, wir gehen nun spatzieren, und wenn niemand zu uns kömmt, wollen wir fortfahren, im Gehen mit einander zu reden. Klingle, daß man uns die Mäntelchen herbringe.

Dritte Unterredung.

Emilia.

Mama, ich habe eine Fliege gehascht! = = = Ah! wie sie so glänzend ist!

Die Mutter.

Ja, sie ist schön.

Emilia.

Ich will ihr die Flügel nehmen, damit sie nicht davon fliege, und dann will ich sie ernähren.

Die Mutter.

Sachte, warte noch! Hat sie dich gebissen? Hat sie dich verwundet?

Emilia.

Nein, Mama.

Die Mutter.

Und warum willst du ihr denn wehe thun?

Emilia.

Aber das thut ihr nicht wehe.

Die Mutter.

Eben so wehe, als wenn man dir einen Fuß oder eine Hand abschnitte. Weil du sie nicht schreyen

schreyen hörest, so glaubest du, daß sie keinen Schmerz empfinde, aber du irrest. Sie ist eben sowohl als du ein lebendiges Geschöpf, sie empfindet also so wie du Schmerz und Vergnügen, und es ist dir nicht erlaubt, ihr wehe zu thun.

Emilia.

Aber wenn sie mich gebissen hätte?

Die Mutter.

Man darf sich vertheidigen, und wenn sie dich verwundet hätte, hättest du sie tödten können; aber sie hat dir nichts gethan.

Emilia.

Ich wollte sie nicht tödten, Mama, ich wollte sie nähren und für sie sorgen.

Die Mutter.

Das ist ungefehr eben so, als wenn sich der erste Vorbeygehende deiner bemächtigen wollte, um dich zu erziehen und zu ernähren. Und wenn er nun damit anfienge, daß er dir einen Fuß abschnitte, aus Furcht, daß du davon laufen möchtest, wie würde dir das gefallen?

Emilia.

Ich würde es nicht zugeben.

Die Mutter.

Aber wenn du nicht die stärkste wärest, so müßtest du dich doch dem stärkern unterwerfen. Und eben so hast du es mit dieser Fliege gemacht;

du bist die stärkste gewesen, du hast sie gefangen, ohne mich hättest du ihr die Flügel abgeschnitten, und morgen würdest du dich darüber verwundert haben, sie todt zu finden.

Emilia.

Es würde mir sehr leid gewesen seyn.

Die Mutter.

Sieh doch, wie sie leidet.

Emilia.

Ja, das ist wahr, sie leidet.

Die Mutter.

Das arme Thier! Denke doch, wie es dich schmerzen würde, wenn man dich so an einem Arme in der Luft hielte!

Emilia.

Das würde mir wehe thun.

Die Mutter.

Sollte es dir denn kein Vergnügen seyn, ihr die Freyheit wieder zu geben? Laß sie doch geschwinde wieder zu ihren Gespielinnen fliegen, genieß dieses Vergnügen = = =

Emilia.

Ich will es thun, aber = = =

Die Mutter.

Erinnere dich immer daran, Emilia, daß man sich seiner Stärke nur dazu bedienen muß,

den

den Schwächern beyzustehen, aber nicht sie zu unterdrücken. Dadurch machet man sich beliebt, dadurch verschaffet man sich alle Augenblicke neue Arten von Glückseligkeit, wenn man immer Gutes, und niemals mit Wissen und Willen Böses thut.

Emilia.

Nein, ich will niemanden Böses thun, ich will sie davon fliegen lassen, = = = Ha, sehen sie doch, Mama, wie froh sie ist!

Die Mutter.

Freylich ist sie froh. Und du hast das Vergnügen, Gutes gethan zu haben. Bist du nun nicht zufriedener, als wenn dieses arme Thier durch deine Schuld gestorben wäre?

Emilia.

Ja Mama, es würde mir sehr leid gethan haben.

Die Mutter.

Denke nur, was aus dir werden würde, wenn alle diejenigen, die stärker als du sind, dir auch nur ein geringes Uebel zufügten? Ich bin stärker als du, deine Hofmeisterinn ist stärker als du = = = =

Emilia.

Ach ja, jedermann ist stärker als ich.

Die Mutter.

Wenn wir also nicht alle gern gutes thäten, wenn wir kein Vergnügen daran fänden, dich vor

Schmerz und Unfall zu bewahren, und dich bey deiner Schwachheit zu schützen, sondern uns vielmehr daran belustigten, dich zu kneipen, dich an den Ohren zu zupfen, dir die Haare auszureissen, was würde aus dir werden?

Emilia.

Ach Mama, wie unglücklich würde ich seyn!

Die Mutter.

Bedenke also, wie viel daran gelegen ist, sich bey Zeiten mit dem Vergnügen, andern wohlzuthun, bekannt zu machen; denn einst wirst du auch die stärkste seyn, und wenn du alsdann nicht einen innigen Abscheu dagegen hast, Böses zu thun, so wird dich jedermann hassen. Bis itzt erstrecket sich deine Uebermacht nicht viel weiter, als über die Fliegen, bediene dich derselben, um ihnen wohlzuthun.

Emilia.

Das will ich nicht vergessen Mama, ich wußte nicht, daß eine Fliege so wohl als wir leiden kann; aber ist es eben so böse, eine Fliege leiden zu lassen, als einen Menschen?

Die Mutter.

Nein. Aber man muß sich daran gewöhnen, Gott in allen, selbst in seinen kleinsten Werken zu verehren. Eine Fliege, ein Käfer, ein Hund, ein Baum, dieß alles ist sein Werk.

Emilia.

Auch ich bin sein Werk = = =

Die

Die Mutter.

Wenn du dieser Fliege einen Flügel oder ein Bein abrissest, so ist es nicht in deiner Macht, das Uebel, das du ihr zugefügt hast, wieder gut zu machen. Wenn du diesem Baume die Rinde abreissest, so steht es nicht in deiner Macht, es zu verhindern, daß er nicht verderbe, es ist eben so viel, als ob man dir die Haut abzöge.

Emilia.

Das thut ihnen also sehr wehe?

Die Mutter.

Ohne Zweifel; du mußt ihnen also nicht ohne Noth und ohne Grund schaden; du kannst auch darinnen nicht das geringste Vergnügen finden. Bloß die Unwissenheit und die Unbesonnenheit deines Alters sind Schuld daran, daß solche Kinder wie du, so viel Böses thun, ohne es zu wissen; aber nun, da ich dich gelehrt habe, was eine Fliege, ein Baum, u. s. w. sey, nun wirst du nicht mehr solche Ungerechtigkeiten begehen, sonst würde man eine böse Meynung von deinem Herzen bekommen.

Emilia.

Ja, man würde sagen, ich sey grausam, ich sey boshaft, nicht wahr Mama?

Die Mutter.

Man würde berechtiget seyn, eben die Meynung von dir zu haben, die man vom Domitian hatte, = = =

Emilia.

Wer ist Domitian?

Die Mutter.

Es war ein römischer Kaiser, der in seiner Kindheit kein anderes Vergnügen kannte, als Fliegen zu tödten, und alle Thiere zu quälen. Er wollte sich in diesem Stücke niemals bessern lassen.

Emilia.

Ich würde eine sehr üble Meynung von einem Kinde haben, das sich nicht will bessern lassen.

Die Mutter.

Du hast Recht. Domitian wurde auch immer böser, und da er Kaiser ward, wandte er seine Macht und Gewalt bloß dazu an, die Menschen zu quälen, und ihnen so viel Böses zu thun, als er in seiner Kindheit den Fliegen gethan hatte. Er begieng greuliche Verbrechen. Er war grausam und blutdürstig. Zuletzt wurde er ermordet, und sein Name wird noch heute zu Tage verabscheuet.

Emilia.

Ich glaube es gern, er verdient es wohl. Mama, ich möchte wohl seine Geschichte lesen.

Die Mutter.

Du wirst sie in der Römischen Geschichte finden, wir wollen sie mit einander lesen, und dann will ich dich auch die Geschichte des Titus lesen

lassen,

lassen, der wegen seiner Tugend und Gütigkeit ein Muster der Menschen gewesen ist. Wenn er einen Tag zugebracht hatte, ohne Gutes zu thun, so pflegte er zu sagen: Meine Freunde, ich habe diesen Tag verloren!

Emilia.

Den wird man wohl recht lieb gehabt haben! War es auch ein römischer Kaiser?

Die Mutter.

Ja, er hatte vor dem Domitian regiert, und nun wirst du mir sagen, was du von dem einen und von dem andern denkest.

Emilia.

O ich würde gewiß den Titus lieber haben. = = = Ach Mama, es regnet, geschwinde, geschwinde lassen sie uns fortgehen.

Die Mutter.

Warum denn? Es ist sehr warm; es fallen nur wenige Tropfen, der Regen wird nicht anhalten, wir können bleiben; unsre Kleider sind von Leinwand, wir werden sie nicht verderben.

Emilia.

Aber der Regen fällt mir auf die Nase, das habe ich nicht gern.

Die Mutter.

Da dir das nicht schaden kann, so rathe ich dir, dich an diese kleine Ungemächlichkeit zu gewöhnen.

wöhnen. Oder willst du daß man von dir sage, du zierest dich, und stellest dich an, als ob du von Papier wärest?

Emilia.

Nicht doch, Mama = = = weil sie bleiben, so will ich wohl auch bleiben. = = = Mama, kann ich auch jemanden Gutes thun, ich?

Die Mutter.

Allerdings.

Emilia.

Und wem? Wie? Wollen sie es mich wohl lehren?

Die Mutter.

Erstlich kannst du deiner Hofmeisterinn Gutes thun durch dein Wohlverhalten, deine Folgsamkeit, dein sanftes Wesen.

Emilia.

Nun, das ist mir lieb!

Die Mutter.

Wenn du nicht vernünftig, wenn du in meiner Abwesenheit mürrisch und eigensinnig bist, so betrübest du sie, du nöthigest sie ohne Unterlaß zu reden, das ermüdet sie und thut ihr wehe; und dieß ist eine schlechte Vergeltung für die Sorgfalt, womit sie dein Bestes zu befördern suchet. Da wir außerdem gutherzig und mitleidig sind, so ist es ein trauriger Anblick für uns, ein kleines Mädchen zu sehen, das sich selbst quälet,

let, und das man zu strafen genöthiget ist, da man nichts mehr wünschte, als ihr das Leben angenehm und glücklich zu machen.

Emilia.

Aber wenn mich meine Hofmeisterinn alles nach meinem Sinne thun ließe, so würde sie keine Mühe und keinen Kummer haben. Was würde denn wohl daraus entstehen?

Die Mutter.

Sie würde ihre Pflicht versäumen, sie würde mein Zutrauen verlieren, sie würde mit sich selbst unzufrieden seyn, weil sie sich über alles, was dir Böses und Widriges begegnete, Vorwürfe machen müßte.

Emilia.

Würde mir denn etwas Böses begegnen?

Die Mutter.

Kannst du daran zweifeln? Wenn man dich alles thun ließe, was du willst, so würdest du z. E. so oft du in dem Garten spatzieren giengest, von allen Früchten, die du erreichen könntest, ohne Unterschied essen, sie möchten reif oder unreif seyn, und so würdest du dich krank machen, und vielleicht davon sterben.

Emilia.

O das begreife ich wohl, daß es mir übel bekommen würde, wenn man mich nicht verhinderte, zwischen der Mahlzeit Früchte zu essen.

Die Mutter.

Das weißt du aber bloß, weil man dich davor gewarnet, und da dieses nicht hinlänglich gewesen, dich daran verhindert hat. Um den Mangel deiner Vernunft und Erfahrung zu ersetzen, habe ich dir eine Hofmeisterinn gegeben.

Emilia.

Sie sind sehr gütig, Mama. — Ey, sie hatten wohl recht, da ist der Regen schon vorbey. = = = Aber, Mama, alles, was man mich lehret, lehret man mich doch deßwegen, weil sie es haben wollen, und ließen sie mich gehen, wenn ich nicht lernen will, so würde ich nicht geplaget seyn?

Die Mutter.

Nein, aber ich würde geplaget seyn, weil ich meine Pflicht versäumt hätte, und so würde ich unglücklich seyn.

Emilia.

Haben sie denn auch Pflichten auf sich, Mama?

Die Mutter.

Allerdings, es ist meine Pflicht, dir deine Fehler vorzuhalten, und dich davon abzugewöhnen, dir das Unschickliche und Schädliche derselben zu zeigen, dich zu strafen, wenn du Böses thust. Sonst könntest du, wenn du groß seyn wirst, zu mir sagen: Mama, ich habe Fehler, die mich selbst und andere unglücklich machen, es

ist nun zu späte, mich zu bessern; sie haben mich dadurch verderbt, daß sie mich meinem Sinne und Willen überlassen haben, es ist ihre Schuld, wenn ich so böse bin; ihre Gefälligkeit ist mir sehr schädlich geworden; und so würde ich mein Leben mit dem kummervollen Gedanken endigen, Böses gethan zu haben, das ich nicht wieder gut zu machen vermag. — Sieh also, noch ist es in deiner Macht, etwas Gutes zu thun. Wenn du dir meine Erinnerungen zu Nutze machest, so wirst du mir ein ruhiges und glückliches Alter bereiten. Ich werde die Befriedigung mit ins Grab nehmen, daß ich meine Sorge und Mühe nicht auf ein undankbares Kind verwandt habe, und ich werde mich aller der Tugenden rühmen, die du dich zu erwerben befleißigen wirst.

Emilia.

O Mama = = = = lassen sie sich umarmen! = = = = Nun will ich mich recht wohl verhalten! Sie recht lieben! Mama, sagen sie mir, ich bitte sie, sagen sie mir doch, auf wie vielerley Art ich Gutes thun kann?

Die Mutter.

Du kannst den Armen Hülfe leisten.

Emilia.

Wie Mama? Ich habe ja kein Geld.

Die Mutter.

Verlangest du zu diesem Gebrauche Geld, so schlage ich dirs nicht ab; allein, es giebt mehr als eine Art, sich der Armen anzunehmen, und

sie

sie zu erquicken. Zeige ihnen nur, daß du Mitleiden mit ihnen hast, und tröste sie in ihrem Leiden; rede freundlich mit ihnen, wenn du gezwungen bist, ihnen das verlangte Allmosen zu verweigern; laß es sie merken, wie sehr du es bedauerst, daß du sie nicht befriedigen kannst; = = =

Emilia.

Aber damit giebt man ihnen ja nichts.

Die Mutter.

Das ist wahr; aber wenn du sie hart und unfreundlich von dir weisest, so vermehrest du dadurch ihr Unglück. Es ist schon demüthigend genug für sie, die Hand zum Betteln auszustrecken; man darf sie nicht durch harte Begegnung noch mehr beschämen! Nur diejenigen, die ohne Noth betteln, verdienen keine Schonung.

Emilia.

Warum Mama?

Die Mutter.

Weil sie solches aus Faulheit oder aus Niederträchtigkeit thun, und dann muß man ihnen weder etwas geben, noch ihrer schonen, weil man die Laster nicht aufmuntern muß.

Emilia.

Ist es denn auch Unrecht, wenn einer, der nicht arm ist, um etwas anders als um Geld bittet? Ich, zum Exempel, Mama, thue ich unrecht, wenn ich sie um etwas bitte?

Die

Die Mutter.

Nein, man kann und soll so gar seine Eltern um alles bitten, was man bedarf; aber von andern Leuten soll man nichts weder verlangen noch annehmen. Wohlerzogene Kinder halten dieses für so schimpflich, daß sie lieber alles entbehren würden, ehe sie es von jemanden anders als von ihren Eltern verlangen sollten.

Emilia.

Das begreife ich aber doch nicht!

Die Mutter.

Bist du vermögend, die Geschenke, die man dir machen könnte, zu erwiedern? sie durch andere Geschenke von eben demselben Werthe zu erwiedern?

Emilia.

Nein, weil ich nichts habe.

Die Mutter.

So mußt du also auch keine annehmen, weil du dich dadurch zu etwas verbindlich machest, was du nicht leisten kannst.

Emilia.

Aber wenn ich Geld hätte?

Die Mutter.

Dann würde es allemal kürzer und besser seyn, du kauftest dir selbst das, was du verlangtest, als daß du andern dafür verbunden wärest.

Emilia.

Emilia.

Und warum das? Ist es denn eine Schande, um das zu bitten, was man gerne haben möchte?

Die Mutter.

Du setzest dich ja dadurch in die Classe der Armen herab, die ohne Noth betteln, und sich selbst dadurch erniedrigen. Meynest du, daß es sehr schmeichelhaft sey, andern Mitleiden mit sich einzuflößen?

Emilia.

Nein.

Die Mutter.

Wer aus Noth bettelt, erreget Mitleiden; wer ohne Noth bettelt, flößet Verachtung ein.

Emilia.

Es ist mir sehr lieb, das zu wissen.

Die Mutter.

Laß uns hineingehen, Emilia. Es wird späte. Nun wollen wir allen diesen armen Pflanzen, die von der Trockenheit leiden, Gutes thun. Man muß sie begießen.

Emilia.

Leiden denn auch die Pflanzen?

Die Mutter.

Ganz gewiß. Sieh, wie sie verwelkt und von der Sonnenhitze ausgetrocknet sind! Sie dur-

sten. Sie sind auch Werke der Natur. Ich thue ihnen gerne Gutes.

Emilia.

Und sind die Pflanzen auch Thiere?

Die Mutter.

Nein, man nennet sie Gewächse.

Emilia.

Was will das wohl sagen, Mama?

Die Mutter.

Was es sagen will? Da, ich will es dich gleich lehren. Gehe da hinunter, brich den Spinatstengel ab, der über die andern hervorraget, und bringe mir ihn her.

Emilia.

Er ist ganz voll kleiner Körner.

Die Mutter.

Alle diese kleinen Körner, die man Saamen nennet, sammelt man, und läßt sie an der Sonne trocknen, um ihnen alle Feuchtigkeit zu benehmen; dann thut man sie in die Erde, und das heißt den Saamen aussäen. Wenn der Saame eine Zeitlang in der Erde gewesen ist, so treibt er eben so ein Kraut hervor, wie dieses ist. Alles nun, was man, es seyn runde oder länglichte Körner, oder Kernen in Schaalen, so in die Erde legt, und was nach Verlaufe einer kürzern oder längern

gern Zeit Wurzeln, Blätter, Blumen, Früchte, Aehren, Stengel u. s. w. hervorbringt, das heißt man Gewächs.

Emilia.

Ist ein Baum = = = Mama, was ist er wohl?

Die Mutter.

Ein Baum ist ein Gewächs.

Emilia.

Aber er hat ja keine Saamenkörner.

Die Mutter.

Du irrest. Ich will dir sie zeigen. Aber gehe erst und ziehe dich aus. Dann kannst du mir diese Blumenstücke begießen helfen.

Vierte

Vierte Unterredung.

Die Mutter.

Was ist dir denn, Emilia, du bist traurig?

Emilia.

Ja, Mama.

Die Mutter.

Bist du denn nicht froh, mich wieder zu sehen?

Emilia.

Verzeihen sie mir; aber = = =

Die Mutter.

Nun?

Emilia.

Mama, ich verdiene nicht, daß sie die Gütigkeit haben, und sich heute mit mir unterreden.

Die Mutter.

Und warum das, meine Tochter?

Emilia.

Weil ich die ganze Zeit über, da sie abwesend waren, = = = ach Mama, erlauben sie mir,

es ihnen nicht zu sagen. Ich schäme mich dessen, was ich gethan habe, so sehr, daß ich nicht das Herz habe, es zu gestehen.

Die Mutter.

So bald du deinen Fehler erkennest, und darüber betrübt bist, so hoffe ich, daß du dich bessern und das nicht mehr thun werdest.

Emilia.

Gewiß, das verspreche ich ihnen, Mama! Ich habe meine Hofmeisterinn gebeten, mich daran zu erinnern, wenn ich es vergessen sollte, damit ich mich künftig besser aufführe, denn ich befinde mich gar zu übel dabey.

Die Mutter.

Du hast Recht, dieß ist das sicherste Mittel, dich zu bessern. Nur die bösen Menschen denken nicht an das Böse, das sie gethan haben. Wenn gute Menschen gefehlt haben, so erinnern sie sich immer daran, um nicht aufs neue zu fehlen. Aber sage mir denn, was hast du für einen Fehler begangen? Du weißt, daß du mir nichts verschweigen mußt, und so wichtig es für deinen guten Ruf ist, deine Fehler andern zu verbergen, so nöthig ist es, sie mir zu gestehen.

Emilia.

Ich bin schuldig, ihnen zu gehorchen, Mama, und ich will ihnen alles sagen. Nun denn Mama, ich habe nichts, gar nicht das geringste, von allem

lem dem gethan, was sie mir befohlen hatten: ich habe beständig gespielt, beständig getändelt und gar nicht gelernt.

Die Mutter.

Hat dich denn deine Hofmeisterinn nicht zur Arbeit angehalten?

Emilia.

Verzeihen sie mir, Mama, meine gute Hofmeisterinn hat sich viele Mühe gegeben, mich dazu anzuhalten, aber ich weiß nicht, wo ich hin dachte, ich habe nicht auf sie gehöret, und das thut mir eben am meisten leid, denn das ist sehr unartig.

Die Mutter.

Du hast recht, aber ich hoffe doch, daß du ihre Erinnerungen nicht auf eine trotzige Art verworfen hast?

Emilia.

O nein, Mama, ich weiß wohl, daß ich ihnen selbst dadurch unehrerbietig begegnen würde, weil es auf ihren Befehl geschieht, daß sie mich zu rechte weiset.

Die Mutter.

Gut! Was ist nun zu thun? denn du weißt wohl, daß es nicht genug ist, einen begangenen Fehler zu bereuen, man muß ihn auch wieder gut machen.

Emilia.

Das ist wahr, Mama, aber wie soll ich es anfangen? Ich will mir jede Buße gefallen lassen, die sie mir auflegen wollen.

Die Mutter.

Die verlorne Zeit läßt sich nicht durch Büssungen wieder einholen. Du hast die zum Lernen bestimmte Zeit mit Spielen zugebracht; findest du es nicht für billig, itzt die Zeit zum Lernen anzuwenden, die du sonst gemeiniglich mit Spielen zubringst?

Emilia.

Ja, Mama.

Die Mutter.

Du mußt dich also hinsetzen, und mit rechter Aufmerksamkeit lesen. Du wirst ganz laut bey mir lesen, und mich um die Erklärung der Wörter fragen, die du nicht verstehst.

Emilia.

Mama, ich will klingeln, damit mir das Mädchen mein Buch herbringe.

Die Mutter.

Nein, es ist nicht der Mühe werth, sie zu beunruhigen. Nimm ein Buch von diesem Büchergestelle; jenes dort, das in der zweyten Reihe von unten in der Ecke steht.

Emilia.

Meynen sie dieses, Mama?

Die Mutter.

Ja, bring es mir her.

Emilia.

Mama, es sind moralische Erzehlungen.

Die Mutter.

Desto besser, das wird mich belustigen.

Emilia.

Welche soll ich lesen?

Die Mutter.

Die erste.

Emilia.

Ah! = = = Mama = = =

Die Mutter.

Nun, was?

Emilia.

Es ist die = = = lassen sie uns die andere lesen, Mama!

Die Mutter.

Nein, warum denn?

Emilia.

Mama, es ist die böse Tochter.

Die Mutter.

Gut, wir wollen sehen, ob sie jemanden von unsrer Bekanntschaft ähnlich ist.

Emilia.

Soll ich laut lesen?

Die Mutter.

Freylich, und sprich alles wohl aus.

Emilia.

„In einer Provinzialstadt, die fast eben so „reich und stark bewohnt ist als Paris, lebte ein „vornehmer Mann, der den Kriegsdienst aufgegeben hatte, mit seiner Frau. Sie lebten auf „einem ziemlich großen Fuße, so wohl in dieser „Stadt als auf ihrem nicht weit davon gelegenen „Gute. Diese beyden Eheleute liebten sich zärtlich, „und beyde vergötterten gleichsam ein kleines Mädchen von sieben Jahren, das einzige Kind, das „ihnen von dreyen, die sie gehabt hatten, übrig „geblieben war. Sie gaben sich alle Mühe, dasselbe wohl zu erziehen. Da es aber ihre Erwartung nicht erfüllte, entschlossen sie sich beyde, „sich ganz und gar auf ihr Gut zu begeben. Sie „verließen also die Stadt, um in den Bemühungen, welche eine so schwere Erziehung erforderte, durch nichts unterbrochen zu werden. „Ihre Freunde mißbilligten diesen Entschluß; „allein die Furcht, dem guten Namen ihres Kindes dadurch Schaden zu thun, daß sie seine Bösartigkeit entdeckten, hieß sie die wahren Gründe

„ihrer

„ihrer Entfernung geheim halten. Man urtheil„te sehr verschieden über diese Vorfallenheit. Es „ist höchst wahrscheinlich, sagte der eine, daß ihr „Hauswesen in Unordnung gerathen ist, und so „mußte es zuletzt nothwendig kommen. Sie ma„chen einen ungeheuren Aufwand! halten offene „Tafel, und ihre Casse steht jedermann zu Dien„sten! Es ist schon gut, daß man großmüthig „ist, aber man muß doch auch mit sich selbst rech„nen, sonst geht es so, wie man es nun sieht. „Nicht doch, antwortete ein andrer, sie zahlen „sehr richtig, ihr Hauswesen ist in der besten „Ordnung, ich dächte vielmehr, daß der Herr „d'Orville eifersüchtig auf seine Frau wäre. — „Was, eifersüchtig? Sie ist so vernünftig, sie „ist die Tugend selbst.“ = = =

Mama, was will das sagen, eifersüchtig seyn?

Die Mutter.

Meine Tochter, es heißt besorgen, daß man andern nicht vorgezogen werde.

Emilia.

Ist es hübsch, eifersüchtig zu seyn?

Die Mutter.

Nein, das zieht viel Böses nach sich.

Emilia.

O ich will nicht eifersüchtig seyn.

(Sie fährt fort zu lesen.)

„Sie ist die Tugend selbst. Ich gebe es zu, „erwiederte ein anderer; aber man muß doch einen

„Grund haben, um einen so sonderbaren Ent„schluß zu fassen, und sie selbst geben keinen „Grund davon an. Sie haben sich so gar erklä„ret, daß sie, einige sehr vertraute Freunde aus„genommen, keinen Besuch annehmen würden, „und dieß alles thut man doch nicht ohne Ursache. „Aber, meine Herren, sagte der vernünftigste „von allen, warum urtheilen sie so geschwinde, „warum wollen sie die geheimen Angelegenheiten „und Absichten anderer ergründen? — Und wenn „sich der Herr und die Frau d'Orville der großen „Welt in der Absicht entzögen, um desto mehr „Fleiß auf die Erziehung ihrer Tochter zu wen„den, wie denn? — Ey, wie unwahrschein„lich, wenn dieses ihr Bewegungsgrund wäre, „so würden sie es ja wohl sagen; und denn, um „eines kleinen Mädchens von sieben Jahren wil„len, allen Annehmlichkeiten des Lebens zu ent„sagen? Welche Raserey! Einem solchen Dinge „giebt man Suppe, und Lehrer, und die Ruthe, „wenn es sich einfallen läßt zu widersprechen, „und eine Puppe, damit es uns in Ruhe lasse; „dieß ist es, wozu Vater und Mutter verbunden „sind; thun sie mehr, so sind sie sehr gütig und „sehr einfältig. Ich weiß dabey von einem Be„dienten, der in diesem Hause gestanden hat, daß „dieses kleine Mädchen eigensinnig und unartig „ist, es lohnt sich also nicht der Mühe, daß sich „ihre Eltern so sehr damit abgeben.“ = = =

Dieser Bediente war ein rechter Schwätzer.

Die Mutter.

Sie sind es alle.

Emilia.

Emilia.

Wäre ich Herr d'Orville gewesen, ich würde ihn schon haben schweigen gelehrt.

Die Mutter.

Wie würdest du es gemacht haben, und mit welchem Rechte kann man jemanden verhindern, das zu sagen, was er gesehen hat?

Emilia.

Aber man muß von niemanden böses sagen.

Die Mutter.

Das ist wahr; aber man kann nicht immer andere zu reden verhindern. Wäre es nicht sicherer, sich wohl zu verhalten, damit diejenigen, die das Reden nicht lassen können, nichts als Gutes zu sagen hätten? Führet man sich schlecht auf, so setzet man sich allemal der übeln Nachrede bloß.

Emilia.

Wie? Wenn ich einen Fehler begangen habe, so gehen also ihre Bedienten hin, es andern zu sagen, Mama?

Die Mutter.

Aber wenn du recht thust, so fürchtest du dich vor den Schwätzern nicht. Man muß sich also stets so gut als möglich, verhalten, damit man sich um das, was andere von uns sagen mögen, nicht bekümmern dürfe.

Emilia.

Ich will fortfahren, Mama.

(Sie liest.)

„Dem Herrn und der Frau d'Orville war „das, was man von ihnen sagte, nicht unbe„kannt; allein das Bewußtseyn ihrer guten Ab„sichten und die Hoffnung, ihre Tochter zum „Guten anzuführen, beruhigte sie. Sie ver„reisten also mit dem Entschlusse, nicht eher zu„rückzukommen, bis sie dieselbe der Welt ohne „ihren Nachtheil zeigen könnten. Um ihre Nach„eiferung rege zu machen, nahmen sie eine von „ihren kleinen Nichten ungefehr von eben dem„selben Alter mit sich, die Pauline von Persöl „hieß. Die Frau d'Orville nahm dabey eine „arme Fräulein an, deren Charakter und Sitten „sie kannte, versicherte ihr einen anständigen „lebenslänglichen Unterhalt, und machte sie zur „Hofmeisterinn ihrer Tochter und ihrer Nichte."

Sitten, Mama, was ist das?

Die Mutter.

Es ist ein Wort, das ganz alleine alles dasjenige ausdrücket, was die ganze Aufführung oder das ganze Verhalten einer Person Gutes oder Böses an sich hat. So spricht man von guten Sitten, von bösen Sitten, von sanften Sitten, u. s. w.

Emilia liest.

„Die junge d'Orville war faul, eigensin„nig, halsstarrig, hatte gar keine Liebe zu ihren „Eltern, und war den ganzen Tag bloß mit ih-

„rem

„rem Spielzeuge und ihrem Putze beschäfftiget. „So bald man sie zum Lernen anhalten, oder „sich mit ihr unterreden wollte, um sie von ihren „Pflichten zu unterrichten, so wurde sie verdrüß„lich; sie weinte, sie schrie, und es vergieng kein „Tag, ohne daß sie sich zwey oder dreymal be„schämende Strafen zuzog.

„Pauline hingegen war von einem sanften „Wesen und höflich gegen jedermann, sie erhielt „keine Erinnerung, ohne dafür erkenntlich zu seyn, „und der Person, die sie ihr gegeben hatte, da„für zu danken. Sie brachte es in allem, was „man sie lehrte, immer weiter, und wurde von „jedermann eben so sehr geliebet, als die kleine „d'Orville verabscheuet wurde. Diese war über „den Vorzug, den man Paulinen gab, eifersüch„tig, und hatte nicht Verstand genug, es einzu„sehen, daß es bloß bey ihr stehe, sich durch die „Verbesserung ihrer Fehler und ihres verdrüßli„chen Wesens eben so beliebt zu machen; anstatt „ihr Unrecht zu erkennen, schob sie die Schuld „davon auf andere. Ihr Vater und ihre Mutter „sagten ihr bey allen Gelegenheiten: Meine „Tochter, so wirst du dein ganzes Leben hindurch „unglücklich seyn. Andere weniger gütige Eltern „als wir, würden dich schon verlassen haben; es „kömmt nur auf dich an, es so gut zu haben, wie „deine Base. Sieh doch, wie glücklich sie ist! „Sie ist es aber, weil sie sich wohl verhält und „unsern Erinnerungen folget. Die junge d'Or„ville hörte das, was man ihr sagte, kaum „an, und kehrte wieder zum Lernen oder zum „Spiele zurücke, ohne besser zu werden. So „brachte sie vier oder fünf Jahre zu, weinte im-

„mer,

„mer, war immer mürrisch und mußte immer „dafür büßen. Da ihre Eltern sahen, daß sie „sich nicht bessern ließ, begegneten sie ihr mit „der äußersten Strenge, und die junge d'Or„ville wurde so unglücklich, daß sie nachzudenken „anfieng. Ihre Base hatte sich allerhand Arten „von Gaben und Geschicklichkeiten erworben. „Sie hatte viel gelesen und viel gelernt; sie fieng „an die Früchte der Mühe, die sie sich gegeben „hatte, zu genießen, sie verstund alle Unterre„dungen, die sie in Gesellschaften hörete, voll„kommen, und wenn sie alleine war, hatte sie „niemals lange Weile, weil sie ihre Gaben und „Geschicklichkeiten in Uebung brachte. Die Mu„sik, das Zeichnen, die weiblichen Arbeiten be„schäfftigten sie wechselsweise, und da sie nie„mals müßig war, so war sie auch niemals „verdrüßlich.

„Einst da Herr d'Orville und seine Frau mit „ihrer Tochter und ihrer Nichte im Garten spaz„zieren giengen, geschah es, daß die kleine d'Or„ville ihrer Base eine grobe, ungezogene Antwort „gab. Nachdem sie der Vater und die Mutter „angehalten hatten, Paulinen deßwegen um Ver„zeihung zu bitten, schickten sie dieselbe auf ihr „Zimmer. Um dahin zu kommen, mußte sie „durch den Saal gehen. In demselben waren „ein Herr und zwey Frauenzimmer geblieben, die „mit ihrem Spiele noch nicht fertig geworden „waren. Die kleine d'Orville, die solches wußte, „getraute sich nicht, vor ihnen vorbeyzugehen; „sie setzte sich draussen auf die Stufen des Altans „hin, und rührte sich nicht, um nicht bemerkt

„zu

„zu werden. In der That vermutheten diejeni-
„gen, die im Saale waren, nicht, daß sie so
„nahe bey ihnen wäre. Sie redeten von ihr.
„Welch ein Unterschied, sagte eine von den Da-
„men, zwischen Paulinen und der kleinen d'Or-
„ville! Pauline hat ein sanftes Wesen, sie ist
„verständig, gefällig, voller Gaben und hat ei-
„nen liebenswürdigen Charakter; die kleine d'Or-
„ville ist unartig, boshaft, unverständig und un-
„empfindlich, faul, unwissend, sie liebet nieman-
„den, und niemand liebet sie, noch wird sie je-
„mals lieben. Ich habe ihrem Vater zwanzig-
„mal gerathen, sie auf zeitlebens in ein Kloster
„zu thun. Was kann man wohl in der Welt
„mit einem so bösen Geschöpfe anfangen? —
„Was mich betrifft, sagte die andere Dame, so
„ist sie mir so unleidlich, daß ich sie nicht sehen
„mag; ich wende mich nach der andern Seite,
„so bald sie erscheint. Ha, das garstige kleine
„Mädchen! Ist es möglich, daß dieses Kind, bey
„dem Kummer und Verdrusse, den es alle Tage
„seinem Vater und seiner Mutter verursachet,
„ungerührt bleiben kann? Ich habe die Frau
„d'Orville vor Betrübniß über den Eigensinn und
„den bösen Charakter ihrer Tochter weinen sehen.
„Sie haben sich auch wohl einige Vorwürfe dar-
„über zu machen, Herr Baron, sagte sie zu dem
„Herrn, der mit ihr spielte; sie thun sehr übel
„daran, daß sie mit ihr spielen und schwatzen,
„als ob sie dessen werth wäre. Die kleine d'Or-
„ville hat nicht den Verstand, zu sehen, daß sie
„ihrer spotten, daß sie sich über ihre Fehler und
„ihr lächerliches Wesen lustig machen, und sich
„sehr wenig darum bekümmern, was aus ihr
„wer-

„werden mag. — Aber, Madam, erwiederte „der Baron, es ist ja doch weder meine Tochter „noch meine Nichte, und Gott bewahre mich da„vor, jemals eine solche Person zur Frau zu ha„ben; allein sie verdienet gar keine Achtung, also „mache ich mich lustig über sie. Wenn ich glaub„te, daß man ihr noch auf irgend eine Art bey„kommen und sie bessern könnte, so würde ich sie „nicht als eine Marionettenpuppe behandeln.“

Ha ha! Es ist gut, daß ich das weiß. Ich kenne jemanden, der immer, immer mit mir schwatzet und lachet, ich mag mich wohl oder übel verhalten, er sieht mich wohl auch für eine Marionettenpuppe an.

Die Mutter.

Das könnte wohl seyn, du magst selbst davon urtheilen.

Emilia.

O ich bin davon versichert. Aber lassen sie uns sehen, was weiter folget, Mama, es ist sehr interessant!

(Sie liest.) „behandeln. = = = Diese „Unterredung rührte die junge d'Orville, und „öffnete ihr die Augen in Absicht auf ihr Verhal„ten. Sie war damals zwölf Jahre alt und em„pfand es, daß es die höchste Zeit für sie sey, sich „zu bessern. Sie gieng in den Saal hinein und „zerfloß in Thränen. Sie warf sich zu den Fü„ßen dieser Damen nieder. Ja, meine Damen, „sagte sie, ich verdiene alles, was sie von mir „gesagt haben; aber ich bitte sie um Verschonung,

„ich

„ich will mich schlechterdings bessern. Ich will, „daß man künftig eben so viel Gutes von mir, „als von meiner Base sage. Verlassen sie mich „nicht! Helfen sie mir, ich beschwöre sie darum, „mir Verzeihung von meinem Papa und von mei„ner Mama, die ich krank gemacht habe, aus„zuwirken! Ach wie unglücklich bin ich! wie un„würdig ihrer Gütigkeit! Niemals, niemals wer„de ich mein Unrecht vergüten können, ich darf „mich nicht sehen lassen = = = Ihre Augen „waren auf die Erde geheftet, sie schluchzte, aber „sie weinte nicht, wie sonst, aus Verdruß und „Eigensinn, ihr Herz war wirklich gerührt, und „ihre Thränen waren Thränen der Reue. Die „Damen, erstaunt über diese Veränderung aber „doch gerührt durch das Bekenntniß, daß sie selbst „von ihren Fehlern ablegte; denn dieß war das „erste mal, daß sie ihr Unrecht gestund; fiengen „an, eine bessere Meynung von ihr zu bekommen, „und richteten sie auf. Eine von ihnen sagte zu „ihr: wenn sie wirklich gerührt sind, Mademoisell, „wenn sie ihr Unrecht erkennen, wie ich es um „ihrent willen hoffe, so können sie sich bessern „und eben so liebenswürdig werden, als ihre „Base, aber sie haben viel zu thun. Ich gestehe „es, ich möchte nicht für sie gut sagen, und wenn „ich ihre Mutter wäre, würde ich ihnen nicht eher „verzeihen, bis ich sähe, ob diese guten Ent„schließungen von Dauer wären.“ = = =

Mama!

Die Mutter.

Was ists?

Emilia.

Emilia.

Diese Dame ist sehr hart; ihre Kinder müssen wohl sehr unglücklich seyn.

Die Mutter.

Sie hatte keine.

Emilia.

Desto besser! = = = = O ich glaube, daß sich die junge d'Orville bessern wird. Lassen sie uns sehen. (Sie liest.)

„Mademoisell d'Orville sagte zu ihr: Madam, ich begehre nicht, daß mich mein Papa „und meine Mama so wie meine Base behandeln, „sondern nur, daß sie mir erlauben, mich zu ihren Füssen zu werfen, daß sie mir, gemeinschaftlich mit ihnen, meine Damen, beystehen, mein „Unrecht wider zu ersetzen. Und sie, mein „Herr, sagte sie zum Baron, sie werden sehen, „daß ich keine Marionettenpuppe bin, und daß „ich eben so viel Achtung verdiene als meine Base. „Mademoisell, antwortete ihr der Baron, da sie „selbst keine Achtung für sich hatten, so dünkt mich, „daß auch die andern sich erlauben konnten, keine „für sie zu haben. Ich verdiene alle diese Demüthigungen, erwiederte die junge d'Orville; „aber Geduld. — Die andere Dame, die noch „nicht geredet hatte, sagte hierauf ganz sachte „zu ihrer Freundinn: wenn sie Kinder gehabt „hätten, so würden sie nicht so strenge gegen diese seyn, und sie würden ihr beystehen, sich bey „ihren guten Entschließungen zu erhalten. Eine „aufrichtige Reue verdienet Ermunterung.“ = = =

O die gute Dame! ich liebe sie! = = = = aber wo war ich? Ja! = = =

„Eine aufrichtige Reue verdienet Ermunte„rung. Sie nahm die kleine d'Orville bey der „Hand. Kommen sie, meine liebe Kleine, sagte „sie zu ihr, dieß ist der erste Augenblick, da ich „mich ihrer angenommen habe. Ich will sie zu „ihrer Mama führen. Die kleine d'Orville warf „sich in ihre Arme: Madam, sagte sie zu ihr, „wie sehr bin ich ihnen verbunden! ich versichere „sie, daß sie es nicht bereuen sollen.

„Die junge d'Orville hatte nicht mehr das „freche Wesen an sich, das jedermann gegen sie „aufbrachte. Sie durfte sich ihrem Vater und „ihrer Mutter nicht nähern. Sie zitterte, aber „nicht wie vorher aus Furcht vor der Strafe, „sondern aus Schaam über ihre Fehler und ihr „Unrecht. Ihre Eltern nahmen sie mit vieler „Nachsicht auf; sie wurde dadurch von Dankbar„keit ganz durchdrungen. Ihre Mutter umarmte „sie zärtlich, und sagte zu ihr: O mein Kind, ich „beschwöre dich darum, mache dich nicht un„glücklich! Laß deine Entschließungen dauerhaft „seyn, und hüte dich, daß du dir nicht den Tod „deiner Mutter vorzuwerfen habest! Deine Auf„führung hat meine Gesundheit zerstöret! Was „würde aus dir werden, wenn du mich durch „deine Schuld verlörest? Du würdest ein Gegen„stand des Abscheues seyn! Niemand würde dich „sehen wollen! Jedermann würde dich fliehen, „und du würdest vor dir selbst fliehen, aber deine „Gewissensbisse würden dich allenthalben verfol„gen! Die kleine d'Orville zerfloß in Thränen, „schluchzte, schmiegte sich an ihre Mama und

„rief: Mama! Mama! Erbarmen sie sich mei„ner, erbarmen sie sich meiner! Ich will alles „wieder gut machen!

„Sie bemühete sich wirklich von diesem Au„genblicke an, ihren Charakter zu bezwingen. Es „kostete sie mehr Mühe als andern, aber es ge„lang ihr. Sie lernte Tag und Nacht, und in „Zeit von zwey Jahren erwarb sie sich einige, „aber freylich sehr unvollkommene, Kenntnisse von „allem dem, was ihre Base gründlich wußte, denn „die verlohrne Zeit läßt sich niemals wieder völ„lig ersetzen. Inzwischen war man mit dem Fleiße, „den sie anwandte, und insbesondere mit der „Mühe, die sie sich gab, ihre bösen Neigungen „zu bezwingen, zufrieden. Man fieng an, ihr „Achtung zu erweisen. Der Baron behandelte sie „nicht mehr als ein Kind, und hatte nicht mehr „sein Possenspiel mit ihr. Er begegnete ihr mit „der Ehrerbietung und dem Anstande, die Manns„personen den Frauenzimmern schuldig sind, und „die sie niemals verletzen, ohne daß diese selbst „schuld daran seyn. Herr d'Orville und seine „Frau, voll Begierde, die schlechte Meynung, die „man ihrer Vorsicht ungeachtet von ihrer Tochter „gefaßt hatte, zu vernichten, verließen ihren Auf„enthalt auf dem Lande. Sie kamen wieder in „die Stadt zurücke, und bald darauf beeiferte „sich jedermann, der jungen d'Orville das Lob „zu geben, das sie verdiente. Nun soll sie sich „nächstens verheirathen, und man zweifelt nicht „daran, daß sie eine vortheilhafte Partey getrof„fen habe. Pauline hat sich in dem verwichenen „Jahre verheirathet. Sie behält aber immer den „Vorzug der Gaben und der Wissenschaft vor ih-

„rer

„rer Base, weil sie nicht, wie diese, fünf sehr „kostbare Jahre verlohren hat, deren Werth die „junge d'Orville erst damals einsehen lernte, „da es schon zu späte war.“

Dieß ist alles, Mama. Ich hatte diese Geschichte niemals ganz gelesen.

Die Mutter.

Nun, was sagest du dazu?

Emilia.

Ich sage, daß man nicht so, wie die junge d'Orville, seine Zeit verlieren muß.

Die Mutter.

Du siehst also, daß du Unrecht gehabt hast, heute deinen Morgen zu verlieren, denn er ist nun verschwunden, so wie alle Tage, an welchen du deine Pflichten nicht recht beobachtet hast. Steht es wohl in deinem Vermögen, alle diese Tage wieder zurück zu bringen?

Emilia.

Ach Gott, nein, aber ich will es künftig besser machen.

Die Mutter.

Gut, aber was vergangen ist, das ist vergangen. Setze dich an deinen Tisch, und schreibe bis zum Mittagsessen.

Emilia.

Mama, ich möchte sie etwas fragen über das, was ich gelesen habe.

Die Mutter.

Diesen Nachmittag wollen wir uns beym Spazierengehen darüber unterreden, wenn du vernünftig bist.

Emilia.

Aber wenn sie Besuch bekommen? = = = Mama, ich hätte Lust, diese Geschichte einer gewissen Person lesen zu lassen. = = = Einem Herrn, der mir immer wie einem kleinen Kinde Zuckerbrodt mitbringt, wenn er zu uns kömmt; sie wissen wohl?

Die Mutter.

Ja ich weiß wohl, aber ich glaube nicht, daß dieses nöthig sey.

Emilia.

Warum, Mama?

Die Mutter.

Wir wollen hernach davon reden. Du hast itzt eben noch Zeit vor dem Mittagsessen zu schreiben, verliere sie ja nicht!

Fünfte Unterredung.

Emilia.

Mama, Mama, umarmen sie mich!

Die Mutter.

Sehr gerne. Aber du wirst mir doch sagen, warum?

Emilia.

Ja, Mama, darum weil ich es wohl verdiene. Nun bin ich recht gelehrt, ich weiß drey Dinge mehr als sonst.

Die Mutter.

Drey Dinge, nun das ist in der That viel. Aber sind sie schön diese Dinge? Sind sie nützlich?

Emilia.

Sie sollen es gleich sehen, Mama; ich weiß, daß es vier Elemente giebt, das Feuer, das Wasser, die Erde und die Luft.

Die Mutter.

So!

Emilia.

Ja, Mama, das ist gewiß wahr. Und dann will Element so viel sagen, als das Principium

oder die Kraft, wodurch die anderen Dinge in Bewegung gesetzt und belebt werden. Sie sehen, daß ich es wohl behalten habe. Aber dieß ist nicht alles.

Die Mutter.

Nun?

Emilia.

Hören sie nur, Mama, hören sie. Es giebt noch drey Dinge, die man die drey Reiche nennet, das Pflanzen- oder Gewächsreich, das sie mir neulich zu erklären die Gütigkeit gehabt haben; das sind die Früchte, die Bäume, alles, was gesäet oder gepflanzet wird; sie wissen es wohl? Und denn das mineralische Reich, das sind die Steine, das Gold, das Silber, das Eisen, die man Mineralien nennet, und die in dem Innern der Erde gebildet werden; und dann das Thierreich, das sind alle Thiere, die vierfüßigen Thiere, die Fische, die Vögel, die Menschen, und aus diesem allen zusammen genommen, besteht die ganze Welt.

Die Mutter.

Und um dieses alles willen habe ich dich umarmen müssen?

Emilia.

Allerdings, meine liebe Mama, sind sie denn nicht recht froh darüber, recht zufrieden mit mir? Ich weiß nun alles was in der Welt ist.

Die Mutter.

Glaubest du das?

Emilia.

Warum nicht, Mama? Giebt es denn noch etwas anders?

Die Mutter.

Und wem hast du diese schöne Wissenschaft zu danken?

Emilia.

Mama, ich werde die Ehre haben, es ihnen zu sagen. Aber sagen sie mir doch, meine liebe Mama, ob sie nicht wohl mit mir zufrieden sind?

Die Mutter.

Mit deiner Lernbegierde und mit der Freude, die du darüber hast, daß du mir ein Vergnügen gemacht zu haben glaubest, damit bin ich allerdings zufrieden. Ich danke dir sogar dafür, weil ich daraus sehe, daß du mir zu gefallen suchest. Aber, mein liebes Kind, wenn du mir ein noch viel größeres Vergnügen machen willst, so mußt du dieses alles vergessen.

Emilia.

Und warum denn, Mama?

Die Mutter.

Weil du von dem allen, was du so gut zu wissen vermeynest, nicht ein Wort verstehst, und weil

weil in deinem Alter nichts schädlicher ist, als von Dingen zu reden, die man nicht versteht; es entstehen daraus mancherley nachtheilige Folgen.

Emilia.

Aber verzeihen sie mir, Mama, ich verstehe alles, was ich gelernt habe, recht wohl.

Die Mutter.

Gut, wir werden es sehen. Laß uns das, was du gesagt hast, wieder ein wenig durchgehen. Weißt du wohl, daß man sich acht Tage lang darüber unterreden könnte, ehe man ein einziges von denen herrlichen Wörtern begriffe, die du so schön daher gebetet hast.

Emilia.

Ach, desto besser, Mama, ich unterrede mich so gern mit ihnen; und dann regnet es ja seit heute frühe; ich hoffe, daß niemand kommen wird, wir werden viel Zeit haben.

Die Mutter.

Laß sie uns benutzen. Nun du sagst also, daß es vier Elemente giebt.

Emilia.

Ja, Mama, das Feuer, die Luft, die = = =

Die Mutter.

Sachte, sachte, ich gehe so geschwinde nicht, ich pflege mit Herrn Allrecht zu sagen, lassen sie uns einander verstehen.

Emilia.

Emilia lachet herzlich.

Herr Allrecht = = = = das ist doch ein artiger Name. Wer ist denn dieser Herr Allrecht?

Die Mutter.

Es ist ein sonderbarer Mensch, der mit unsrer gegenwärtigen Unterredung nichts zu thun hat; wir wollen ein andermal von ihm reden. Wir sagten also, daß es vier Elemente giebt, und giebt es deren nicht mehrere?

Emilia.

Ich weiß nicht, man hat mir nur von vieren gesagt.

Die Mutter.

Und was thun sie denn, diese vier Elemente die du kennest?

Emilia.

Ach bald hätte ich es vergessen = = = = sie beleben und regieren die Welt.

Die Mutter.

Und was ist denn wohl die Welt?

Emilia.

Nun Mama, es ist das alles; es ist Paris, es ist das Gehölze von Boulogne, es ist Saint-Cloud, = = = = das ist es alles.

Die Mutter.

Das ist alles, was du davon kennest. Gut, deine vier Elemente erhalten und beleben also Saint Cloud und das Gehölze von Boulogne? Aber wie machen sie das?

Emilia.

Ah, das weiß ich nicht.

Die Mutter.

So verläßt dich also deine Wissenschaft schon. Wir wollen es versuchen, ob wir wieder ins Gleis kommen können. Laß sehen, was kennest du von dem, was in der Welt ist? Woraus besteht sie? Was siehst du darinnen?

Emilia.

Felder, Häuser, Flüsse, Menschen, Thiere; ist das die Welt, Mama?

Die Mutter.

Ja, das findet sich alles in der Welt. Aber der Himmel, die Gestirne, und so viele andere Dinge, von denen ich noch nicht mit dir reden kann, gehören auch dazu. Laß uns wieder zur Sache kommen. Du hast unter andern von Flüssen geredet. Was sind denn wohl Flüsse?

Emilia.

Es ist Wasser.

Die Mutter.

Aber da ist auch Wasser in dieser Flasche, ist denn das ein Fluß?

Emilia.

Emilia.

Nein, Mama, aber ein Fluß ist doch Wasser.

Die Mutter.

Das ist wahr, es ist Wasser in einem Flusse; aber was gehöret dazu, damit dieses Wasser ein Fluß werde?

Emilia.

Ja! ich weiß es, ich besinne mich darauf, meine Hofmeisterinn hat es mir gesagt. Zuerst kömmt das Wasser aus der Erde, daraus wird ein kleines Bächgen, und dann wird dieses Bächgen immer größer, immer größer, und dann wenn es recht groß ist, heißt man es einen Fluß. Ist es nicht so, Mama?

Die Mutter.

Ich habe nichts dagegen. Ein Fluß besteht also aus einer großen Menge von Wasser, welches denselben Lauf nimmt = = =

Emilia.

Was will das sagen, welches denselben Lauf nimmt?

Die Mutter.

Das will sagen, daß es sich nicht in die Erde verliert, von dem Orte an, wo es heraus gekommen ist, bis es einen andern Fluß antrifft, in welchen es fällt, und in welchem es sich verliert.

Emilia.

Ja, ja, und die Seine, wo verliert sie sich?

Die

Die Mutter.

Die Seine ergießt sich in das Meer, und darum nennet man sie einen Strom. Dieß ist der Unterschied zwischen Strömen und Flüssen. Die Ströme ergießen sich in das Meer, und die Flüsse ergießen sich in andere Flüsse.

Emilia.

Aber man sagt doch der Seinefluß.

Die Mutter.

Das ist wahr, aber es ist ein Strom. Nun weiter, es ist schon lange, daß wir von Wasser und von Flüssen reden, und es ist noch ungewiß, ob wir einander verstehen. Was ist denn wohl Wasser?

Emilia.

Man braucht es zum Trinken, um Thee zu machen.

Die Mutter.

Du sagst mir wohl, wozu man es brauche, aber du sagst mir nicht, was es sey.

Emilia.

Mama, ich weiß es nicht, und ich bitte sie, es mir zu sagen.

Die Mutter.

Haha, ich wußte es wohl, daß deine Wissenschaft die Wissenschaft eines Papagoyen sey. So bald man die Frage verändert, so bist du nicht mehr

mehr zu Hause, und das ist ein Beweis, daß du mit dem, was du sagest, keinen Begriff verbindest. Das Wasser ist ja eines von den vier Elementen der Natur.

Emilia.

Ja, das ist wahr.

Die Mutter.

Aber diese vier Elemente, welche, wie du sagst, die Welt erhalten und beleben, wie machen sie es, um dieselbe zu erhalten und zu beleben?

Emilia.

Ach Mama, das war nicht dabey!

Die Mutter.

Wie das war nicht dabey? Wo war es nicht dabey?

Emilia.

In dem Buche, wo ich gelernet habe.

Die Mutter.

Du hast in einem Buche gelernt?

Emilia.

Ja, Mama.

Die Mutter.

Klingle, meine Tochter. Man soll kalt Wasser in einem kleinen Spülnapf herbringen.

Emilia.

Emilia.

Was wollen sie damit machen, Mama?

Die Mutter.

Du sollst es sehen. (Man setzet einen Spülnapf mit Wasser auf den Tisch.) Komm hieher, Emilia, lege deine Hand daran, und sieh, wie kalt dieses Wasser ist.

Emilia.

Ja, es ist sehr kalt.

Die Mutter.

Ich will meine Hände in diesen Spülnapf legen, und sie indessen, daß wir von andern Sachen reden werden, darinnen lassen, hernach sollst du sehen. Sage mir, was ist das für ein Buch, das dich so geschickt gemacht hat?

Emilia.

Mama, sie wissen wohl, daß sie mich gestern, da sie mich mit nach Paris genommen, nebst meiner Hofmeisterinn in dem königlichen Garten abgesetzt haben, unterdessen, daß sie ihre Geschäffte besorgten.

Die Mutter.

Nun weiter!

Emilia.

Da habe ich die Mademoisell Louise angetroffen; sie wissen wohl, Mama, es ist meine gute Freundinn; die hat mir ein hübsches kleines Büchelgen

chelgen gewiesen, das man ihr zum Lernen und zum Zeitvertreibe gegeben hat. Es ist allerliebst! = = = es ist ganz blau, und das stund darinnen, und ich habe es geschwinde gelernt, weil ich dachte, die Mama wird sich darüber verwundern, und es wird ihr angenehm seyn.

Die Mutter.

Emilia, wenn du recht vernünftig seyn willst, so wollen wir einander nicht mehr verlassen, und du sollst nicht mehr ohne mich ausgehen.

Emilia.

Ach Mama, wie wohl wird mir seyn! O ich will mich recht wohl verhalten. Aber warum sind sie doch unzufrieden darüber, daß ich die Elemente gelernt habe, und die = = = die = = = = wie heißt doch das, was ich noch gelernt habe?

Die Mutter.

Darum, weil ich nicht einen Papagoyen aus dir machen will.

Emilia.

Einen Papagoyen? das ist ja ein Vogel?

Die Mutter.

Ja, es ist ein Vogel, der die Wörter, die er gehört hat, wiederholet, aber nicht weiß, was er saget, weil er die Wörter, die er ausspricht, nicht verstehen kann, und wenn du das, was du sagen gehört hast, ohne Verstand auf gut Glück wieder nachsagest, wie du es öfters thust, so bist du wie ein Papagoy.

Emilia.

Aber, Mama, wenn ich bitte, daß man mir die Sachen erkläre, die ich nicht verstehe, so bin ich doch nicht wie ein Papagoy.

Die Mutter.

Das ist wahr; aber es giebt Sachen, die man dir nicht erklären kann, weil du noch zu jung bist, um sie zu verstehen; das, was man dir davon sagen könnte, würde nur dazu dienen, dich zu verwirren, oder dir falsche Begriffe davon zu geben. Du kannst, zum Exempel, itzt recht gut lesen, aber wenn man, ehe du es konntest, damit angefangen hätte, dich ein ganzes Wort auf einmal lesen zu lassen, ohne dich die Buchstaben kennen zu lehren, was würde wohl daraus geworden seyn?

Emilia.

Ich glaube, ich hätte es nicht lesen können.

Die Mutter.

Hierinnen irrest du. Wir wollen das Wort Mutter zum Exempel nehmen. Wenn man es dir recht oft gezeigt und es dich immer hätte aussprechen lassen, so oft du dieses Wort in einem Buche wieder gefunden hättest, so würdest du es zuletzt erkannt und gesagt haben, das ist Mutter: aber du würdest nicht gewußt haben, daß allenthalben, wo du ein M und ein u und ein t beysammen fändest, solches Mut hieße, und daß t, e, r, so oft es beysammen steht, ter heiße. Eben so verhält es sich auch mit andern Dingen.

Wenn

Wenn man itzt damit anfienge, dir eine Menge von Wörtern zu erklären, welche Kenntnisse voraussetzen, die du noch nicht hast, so würdest du dadurch nicht weiter kommen, als wenn man dich hätte lesen lassen, ohne dich vorher buchstabiren zu lehren.

Emilia.

Ja! das ist wahr, Mama, ich begreife das.

Die Mutter.

Da siehst du also, warum es so nöthig ist, nichts, schlechterdings nichts ohne meine Erlaubniß zu thun. Da siehst du die Ursache, warum ich dich nicht in allen Büchern lesen, und nicht ohne Unterschied mit allen Arten von Leuten reden lasse. Und eben dieß ist der Grund, Emilia, warum ich es dir so sehr empfehle, dich niemals solcher Wörter und Redensarten zu bedienen, die du nicht verstehst, bis du mich um die Erklärung derselben gefragt hast, du magst sie übrigens gelesen, oder von andern gehört haben.

Emilia.

Und warum soll ich niemanden als sie darum fragen, Mama?

Die Mutter.

Weil sich niemand deiner so herzlich annimmt als ich. Die Fragen der Kinder ermüden und beschweren jedermann, ausgenommen ihre Mutter, und um ihrer loszuwerden, antwortet man ihnen oft das erste das beste, was einem in den Sinn kömmt, es mag recht seyn oder nicht.

Emilia.

So! man hat mich also zum besten, wenn ich andere um das frage, was ich nicht verstehe?

Die Mutter.

Das geschieht sehr oft, und wenn man einmal einen falschen Begriff im Kopfe hat, so ist es sehr schwer, ihn zu vertilgen, insonderheit in deinem Alter, wo man nicht im Stande ist, das Fehlerhafte davon zu bemerken.

Emilia.

Mama, es bleibt dabey, kein Wort, das ich nicht verstehe, werde ich mehr übergehen, ohne sie darum zu befragen, und ich werde bloß sie darum befragen, weil sie so gütig seyn und mich unterrichten wollen = = = und dann, bin ich ihnen Gehorsam schuldig.

Die Mutter.

Das heißt recht vernünftig seyn, mein Kind.

Emilia.

Und dann auch, weil sie mich nicht hintergehen, Mama, sie haben mich niemals betrogen = = = = aber warum haben sie denn immer die Hände in diesem Wasser?

Die Mutter.

Erinnerst du dich, wie kalt es war, da man es hergebracht hat?

Emilia.

Ja, Mama, es war sehr kalt.

Die

Die Mutter.

Gut, fühle es itzt an.

Emilia.

Ah! es ist nicht mehr kalt. Ihre Hände haben es erwärmet.

Die Mutter.

Und wie ist das zugegangen?

Emilia.

Ihre Hände waren warm.

Die Mutter.

Aber was war die Ursache davon, daß meine Hände warm waren?

Emilia.

Ich weiß nicht.

Die Mutter.

Was erwärmet dich wohl, wenn du frierst?

Emilia.

Das Feuer. Aber man hat kein Feuer in dem Leibe.

Die Mutter.

Allerdings hat man Feuer in dem Leibe, und wenn man keines hätte, könnte man nicht leben; das Blut würde in den Adern erstarren, und man würde sterben. Dieses Feuer nimmt erst zu und dann vermindert es sich wieder mit den Jahren,

und dieß ist eben die Ursache, warum sich der gute alte Mann, den du neulich gesehen hast, nicht erwärmen konnte, ob wir gleich alle viel von der Hitze ausstunden.

Emilia.

Ach der arme alte Mann, ich erinnere mich noch wohl daran, wie er zitterte; meine Hofmeisterinn gab ihm Wein zu trinken. Er hatte also kein Feuer mehr in dem Leibe? Aber ich, habe ich Feuer?

Die Mutter.

Ohne Zweifel; aber wir haben auch Wasser in uns.

Emilia.

Wie; Mama? Wasser?

Die Mutter.

Ganz gewiß, wenn du weinest, was fällt wohl aus deinen Augen?

Emilia.

Ach ja! Das ist wahr; die Thränen sind Wasser.

Die Mutter.

Wenn man nicht dieses Wasser, welches in dem menschlichen Körper den Namen der Säfte trägt, hätte, so würde man ganz vertrocknen und davon sterben, wie diese Blumen da verwelken und verschmachten, wenn ihnen der Regen nicht wieder aufhilft.

Emilia.

Emilia.

Darum begießen sie ja eben dieselben, nicht wahr, Mama?

Die Mutter.

Und darum trinkst du, um nämlich = = =

Emilia.

Ja = = = aber, Mama, warum durstet mich denn, wenn ich Wasser im Leibe habe?

Die Mutter.

Man hat mehr oder weniger Durst, nachdem das Feuer, das uns belebet, stärker oder schwächer ist, und uns mehr oder weniger austrocknet.

Emilia.

Man muß also trinken, um es auszulöschen?

Die Mutter.

Nein, sondern um das zum Leben nöthige Gleichgewicht zwischen den festen und flüssigen Theilen zu erhalten.

Emilia.

Ich verstehe das nicht, Mama.

Die Mutter.

Ich glaube es wohl; ich habe dir auch bloß deßwegen geantwortet, um dir zu zeigen, daß es Dinge giebt, die über deinen Verstand gehen, und deren Erklärung besser auf eine andere Zeit ver=

verschoben wird. Wir wollen wieder dahin zurück gehen, wo wir geblieben waren. Du siehst also, daß Feuer und Wasser zum Leben nothwendig sind.

Emilia.

Ja, Mama.

Die Mutter.

Nun halte deinen Odem zurücke. = = = = Mache den Mund und die Nase fest zu.

Emilia.

Mama, ich ersticke, ich kann nicht.

Die Mutter.

Du siehst also wohl, daß die Luft zum Leben eben so nöthig ist als das Feuer und das Wasser. Aber dieß ist nicht alles, Emilia. Unser Fleisch ist eine Materie, die der Fäulniß unterworfen ist, und wenn es vertrocknet ist, so zerfällt es in Staub und wird Erde.

Emilia.

Ja, Mama, ich habe das in meinem historischen Catechismo gesehen.

Die Mutter.

Nun, diese Erde also, das Feuer, die Luft und das Wasser sind die Grundursachen, die Principia des Lebens. Wenn du von einem dieser Dinge beraubt wärest, so könntest du nicht leben, wie ich dir gezeigt habe.

Emilia.

Das ist wahr.

Die Mutter.

Und diese vier Dinge, das Feuer, das Wasser, die Erde und die Luft geben allem, was in der Natur vorhanden ist, das Leben.

Emilia.

Aber das sind also nicht Elemente, wie das Buch sagt?

Die Mutter.

Um Vergebung, man nennet freylich die Erde, das Feuer, die Luft und das Wasser die vier Elemente der Natur, weil Element so viel heißt als der Grund oder die Grundursache, das Principium einer Sache, das, was sie zu der Sache machet, die sie ist. Itzt verstehst du wohl, daß Element so viel sagen will, als die Grundursache oder das Principium einer Sache?

Emilia.

Ja, Mama.

Die Mutter.

Nun sagt man auch die Elemente einer Wissenschaft, die Elemente der Schreibekunst, die Elemente des Lesens. Was will das zum Exempel sagen, die Elemente der Schreibekunst?

Emilia.

Es ist doch nicht das Feuer, die Erde = = =

Die Mutter.

Nein, dieses sind die Elemente der Natur.

Emilia.

Aber man hat mir die andern nicht gesagt.

Die Mutter.

Was haben wir denn vorhin ausgemacht, daß Elemente sagen wollen?

Emilia.

Elemente wollen so viel sagen, als Principien oder Gründe.

Die Mutter.

Nun, was sind denn wohl die Elemente der Schreibekunst?

Emilia.

Ach, das will sagen die Principien oder die Gründe der Schreibekunst.

Die Mutter.

Ganz recht, wenn man von den Elementen einer Wissenschaft redet, so versteht man dadurch die Principien oder die Gründe dieser Wissenschaft, oder die Kenntnisse und Begriffe, worauf sich die Wissenschaft gründet, und wovon man den Anfang ihrer Erlernung machen muß, und wenn man von den vier Elementen der Natur redet, so versteht man dadurch das Feuer, das Wasser, die Erde und die Luft, welche die Principien, die Gründe, oder besser, die Grundursachen des Lebens sind.

Emilia.

Emilia.

Nun verstehe ich es, und werde es nicht vergessen. = = = = Mama, sie haben also alle Bücher gelesen?

Die Mutter.

Ich gebe dir keine zu lesen, die ich nicht selbst gelesen habe, und ich habe dir die Ursache davon gesagt.

Emilia.

Ich habe es wohl gemerkt, denn da ich neulich die Historie von der bösen Tochter las, wußten sie, daß jene Dame, die ich für so hartherzig hielt, keine Kinder hatte = = = Nun fällt mir eben ein, Mama, warum ist es nicht nöthig, daß wir diese Geschichte einen gewissen Herrn lesen lassen, der immer so mit mir tändelt?

Die Mutter.

Weil ich hoffe, daß du bald zu vernünftig seyn werdest, als daß er länger mit dir tändeln sollte.

Emilia.

Aber, Mama, wenn sie es ihm sagten, daß sie es nicht haben wollen?

Die Mutter.

Erinnerst du dich nicht, daß der Baron der jungen d'Orville antwortete, weil sie selbst keine Achtung für sich hätte, so glaubte er, daß ihr auch andere keine Achtung zu erweisen nöthig hätten.

Emilia.

Ja, Mama.

Die Mutter.

Die Schuld liegt also an den Frauenzimmern, wenn die Mannspersonen zu frey mit ihnen umgehen, und es ist deine Schuld, wenn er auf eine kindische Art mit dir tändelt.

Emilia.

Aber wie muß man es denn machen, damit man geachtet werde?

Die Mutter.

Man muß bey seiner Mutter oder an ihrem Tische sitzen bleiben, und sich da beschäfftigen, oder unterhalten. Man muß nicht wie närrisch in dem Zimmer herumlaufen, die Hände nicht bis über den Kopf hinauf schwingen, und die Füße nicht auf eine unanständige Art aufheben. Man muß die Mannspersonen nicht zuerst anreden, und wenn sie dich anreden, so mußt du ihnen bloß höflich antworten, und zwar mit einem gewissen Ernste, der ihnen zu erkennen giebt, du verlangest es nicht, daß sie dir näher kommen; und diese ganze Achtsamkeit auf sich selbst und auf sein Betragen, nennet man die Schamhaftigkeit.

Emilia.

Aber, Mama, warum wollen sie diesen Herrn nicht sagen, daß ich schamhaft bin?

Die

Die Mutter.

Weil sie es mir nicht glauben würden, wenn du dich doch vor ihnen so betrügest, wie du es thust. Wenn man schamhaft ist, so sieht man das wohl, ohne daß man es zu sagen brauchte, und man muß auch nicht glauben, daß bloß ich dich verhindere, dich mit den Mannspersonen zu bekannt zu machen. Dein ganzes Thun und Wesen, deine Aufführung muß sie zurückhalten, denn wenn dein Betragen meiner Aussage zuwider wäre, so würde dich alles, was ich sagen könnte, im geringsten nicht schützen, und man würde glauben, meine Liebe zu dir verhindere mich, dich für das zu halten, was du bist.

Emilia.

Das ist wahr. Ja, Mama, alles, was sie sagen, ist wahr.

Die Mutter.

Wenn du, wie ich hoffe, davon versichert bist, so wirst du dirs zu Nutze machen. Ich muß dich aber noch von einer andern Wahrheit unterrichten, die eine Folge von dem ist, was wir itzt gesagt haben. Sie besteht darinnen, daß ein gutartiges Frauenzimmer = = =

Emilia.

Was ist doch wohl ein gutartiges Frauenzimmer?

Die Mutter.

Das will sagen, ein Frauenzimmer, das eine natürliche Anlage und Neigung zur Tugend und eine starke Begierde hat, das Böse zu meiden.

Emilia.

Emilia.

Nun, Mama, was thut denn ein gutartiges Frauenzimmer?

Die Mutter.

Es muß sich bey Zeiten daran gewöhnen, an sich selbst die beste Aufseherinn und die sicherste Wache zu haben. Nicht ich, sondern du mußt die Mannspersonen zurück zu halten wissen. Denn wenn bloß ich sie dazu nöthige, dir mit Achtung zu begegnen, so siehst du wohl, daß sie dich nicht mehr fürchten werden, so bald ich mich nur auf einen Augenblick von dir entferne, und man muß sie doch deinen Unwillen, und nicht den meinigen, fürchten lehren.

Emilia.

Gut, ich werde wohl Achtung auf mich geben, und es so gut machen, als ich nur kann.

Die Mutter.

Du siehst also auch, daß es nicht gut wäre, wenn du die Geschichte der bösen Tochter zu lesen gäbest. Du würdest dich dadurch der Gefahr bloß setzen, zu hören, daß du ihr in manchen Stücken ähnlich seyst. Es ist weit besser, daß du deine Unbesonnenheit und deinen Leichtsinn ablegest, dann wirst du nicht mehr nöthig haben, mich zu bitten, daß ich andern deinetwegen Vorstellungen thue.

Emilia.

Mama, ich dachte = = = ach Mama, bald hätte ich es vergessen = = = Meine Hofmeiste=

meisterinn hat mir gesagt, sie zu bitten, daß sie doch bey der Nätherinn nachfragen lassen, wenn sie nach Paris schicken, sie hat mir mein neues Kleid noch nicht gebracht, sie hatte es mir auf heute versprochen.

Die Mutter.

Nun, vermuthlich ist es noch nicht fertig, es wird schon ein andermal kommen.

Emilia.

Ja, Mama, aber ich würde sehr glücklich seyn, wenn ich mein neues Kleid hätte.

Die Mutter.

Ey, was kann denn ein neues Kleid zur Glückseligkeit thun?

Emilia.

Nu, ich bin recht gerne geputzt.

Die Mutter.

Hast du an denen Tagen, da du recht geputzt warest, niemals Verdruß gehabt? Hast du niemals in einem neuen Kleide geweint?

Emilia.

O verzeihen sie mir!

Die Mutter.

Oder verwilliget man dir etwa alles was du verlangest an solchen Putztagen?

Emilia.

Emilia.

Nein, nicht immer.

Die Mutter.

Oder geben meine Freunde, oder gebe ich selbst mehr Acht auf dich, wenn du ein schönes Kleid anhast?

Emilia.

Freylich nicht, Mama.

Die Mutter.

Welches sind denn wohl die Gelegenheiten, wo man sich am meisten und am liebsten mit dir abgiebt? Wo man dir alles, was du verlangest, gewähret, und wo du die innere Ruhe genießest, vermöge welcher du mit dir selbst, mit mir und mit den andern zufrieden bist?

Emilia.

Das geschieht, wenn ich nicht eigensinnig bin, wenn ich recht gehorsam gewesen bin, und alle meine Schuldigkeiten beobachtet = = = = so recht munter und ungesäumt beobachtet habe, ohne mich zu zerstreuen zu suchen.

Die Mutter.

Du siehst also wohl, daß ein neues Kleid nicht glücklich machet, denn, bey dem schönsten Putze warest du nichts desto weniger mißvergnügt, wenn du dir Vorwürfe über etwas machen mußtest; und hingegen habe ich dich in einem schlechteren leinenen Ueberwurfe, der oft gegen Abend ziem=

ziemlich schmutzig war, doch recht fröhlich, recht zufrieden gesehen. Doch, da wir eben darauf gekommen sind, so laß uns ein wenig nachforschen, was wohl zur Glückseligkeit nöthig ist?

Emilia.

Ja, lassen sie uns das thun = = = ich wollte eben etwas sagen, aber ich glaube, daß ich irre.

Die Mutter.

Was thut das, sage immer her! Du wirst nicht anders richtig denken lernen, als wenn du mir alles sagest, was dir in den Sinn kömmt.

Emilia.

Ja Mama, aber wenn ich es nicht recht sage?

Die Mutter.

Nu, so will ich dich zurechte weisen.

Emilia.

Mama, ich wollte sagen, lassen sie uns die Elemente der Glückseligkeit aufsuchen.

Die Mutter.

Gut, du würdest ganz recht gesprochen haben, das ist es eben, was ich dich will finden lassen.

Emilia.

Aber die Glückseligkeit ist eine Sache = = = ich möchte sie wohl wissen = = = doch nein, es ist keine Wissenschaft.

Die

Die Mutter.

Es ist die erste und vornehmste aller Wissenschaften, diejenige, an deren Erkenntniß dem Menschen am meisten gelegen ist.

Emilia.

Ist sie schwer zu lernen?

Die Mutter.

Den bösen Menschen ist solches sehr schwer und wohl gar unmöglich, aber denjenigen, die sich ihrer Vernunft recht bedienen, ist es sehr leicht.

Emilia.

Ah, Mama, ich hoffe, daß es mir nicht schwer fallen soll?

Die Mutter.

Ich hoffe es auch. Wir haben schon gesagt, daß schöne Kleider nicht glücklich machen; betrachte deine Hofmeisterinn, sie hat keine schöne Kleider, sie ist nicht reich; hältst du sie aber wohl für glücklich?

Emilia.

O sie ist es gewiß, Mama, denn sie lachet und singt beständig. Ich habe sie noch niemals traurig gesehen.

Die Mutter.

Alle die Bauern, alle die Bedienten, die du des Sonntages tanzen siehst, die siehst du vergnügt; du siehst sie lachen, und doch sind sie nicht

reich;

reich; sie müssen die ganze Woche hindurch arbeiten, wenn sie sich und ihre Kinder ernähren und kleiden wollen. Du hast oft von ihrer Fröhlichkeit mit mir gesprochen, wir können also den Schluß daraus machen, daß der Reichthum nicht nothwendig zur Glückseligkeit ist.

Emilia.

Aber woher kömmt es denn, daß alle diese arme Leute so vergnügt sind?

Die Mutter.

Laß sehen, sage mir einmal deine Meynung davon.

Emilia.

Nun, ich glaube, das kömmt daher, weil sie gut gearbeitet haben, und weil man zufrieden mit ihnen ist.

Die Mutter.

Du hast Recht. Welches wird also wohl das erste Element, oder die erste Grundursache der Glückseligkeit in jedem Alter und in jedem Stande seyn?

Emilia.

Daß man seine Schuldigkeit gethan hat, und mit sich selbst zufrieden ist. Nicht wahr, Mama?

Die Mutter.

Ganz recht. Man kann mancherley äußerliche Vorzüge, großen Reichthum, eine gute Gesundheit besitzen, und doch nicht glücklich seyn;

hingegen kann man sich ohne Vermögen und bey einer schwachen Gesundheit, wie die meinige ist, doch glücklich finden, denn die wahre Glückseligkeit hängt von uns selbst ab.

Emilia.

Ja, man darf sich nur recht gut aufführen.

Die Mutter.

Und es ist keine Glückseligkeit möglich, wenn man seine Schuldigkeit nicht gethan hat, weil man alsdann weder mit sich noch mit andern zufrieden ist.

Emilia.

Das ist eben die Ursache, warum die bösen Menschen nicht glücklich sind, nicht wahr, Mama? = = = Ha, da kömmt Besuch!

Die Mutter.

Es ist mir nicht unangenehm; wir haben heute schon genug mit einander geredet, und es ist Zeit, daß du hingehest und sowohl dein Evangelium als das übrige lernest, was du noch zu lernen hast.

Emilia.

Mama, ich habe ihnen noch etwas von der Glückseligkeit zu sagen, das ich nicht recht verstehe; morgen werden sie mir doch erlauben, es ihnen zu sagen, nicht wahr, Mama?

Die Mutter.

Ja, wenn du es verdienet hast, daß wir uns mit einander unterreden.

Sechste Unterredung.

Die Mutter.

Nu, Emilia, was ists, das du mir sagen wolltest?

Emilia.

Was denn? Mama, ich weiß nicht.

Die Mutter.

Es war etwas von der Glückseligkeit, das du nicht verstundest.

Emilia.

Mama, ich besinne mich nicht mehr darauf.

Die Mutter.

Wir wollen es also damit anstehen lassen, bis du dich darauf besinnest.

Emilia.

Wenn sie die Gütigkeit gehabt hätten, sich gestern und vorgestern mit mir zu unterreden, meine liebe Mama, so würde ich mich darauf besonnen haben, aber nun = =

Die Mutter.

Und wer hat mich daran verhindert?

Emilia.

Mama, ich weiß es wohl, es ist meine Schuld, ich hatte es nicht verdient. Und doch hatte ich große Lust, meine Sachen gut zu machen; aber ich habe nicht gekonnt.

Die Mutter.

Und warum hast du nicht gekonnt?

Emilia.

Ich weiß nicht Mama, ich war nicht zum Lernen aufgelegt. Wenn ich meine Augen auf mein Buch richten wollte, so waren meine Gedanken ich weiß nicht wo?

Die Mutter.

Aber, mein Kind, so würde man niemals etwas zu Stande bringen, wenn man sich immer nach der Laune, in welcher man ist, richten wollte. Will eine Arbeit nicht so gleich von statten gehen, so ist das ein Grund, desto mehr Fleiß und Mühe darauf zu wenden, aber es ist kein Grund, die Arbeit ganz liegen zu lassen.

Emilia.

Aber, Mama, man ist nicht immer zum Lernen aufgelegt, Papa hat es ihnen gesagt.

Die Mutter.

Glaubest du denn, daß ich immer dazu aufgelegt sey, mich mit dir zu unterreden, oder mit dir zu spielen? Du hast oft gesehen, daß ich krank war und Schmerzen litte, oder den Kopf von Geschäfften

schäfften voll hatte, und doch vergesse ich dieses alles, um mich mit dir zu beschäfftigen, und so gar mit dir zu spielen. Wenn ich alsdann darauf Acht haben wollte, ob ich dazu aufgelegt wäre oder nicht, so würde ich dich, und deine Puppen und deine ganze kleine Wirthschaft fortschicken.

Emilia.

Aber wie muß man es denn machen?

Die Mutter.

Man muß sich daran gewöhnen, seine Trägheit zu bezwingen, und das, was man thun soll, thun, es mag kosten, was es will. Ich habe es dir schon gesagt, diese Anstrengung seiner Kräfte, diese Gewalt, die man sich selbst anthut, diese Herrschaft, die man über sich selbst behauptet, ist das, was man Tugend nennet.

Emilia.

Mama, ich will mich befleißigen = = =

Die Mutter.

Wenn du findest, daß du zur Zerstreuung geneigt bist, so mußt du selbst deine Hofmeisterinn bitten, dich dahin zu setzen, wo du von allem, was im Zimmer vorgeht, nichts siehst. Wenn du etwas auswendig lernest, so mußt du laut lernen, damit sie dich erinnere, wenn dich eine Zerstreuung überfällt und du, ohne es selbst zu merken, aufhörest, das gelernte zu wiederholen. Endlich mußt du gutwillig seyn, wenn du willst, daß man Nachsicht mit dir haben soll. Es steht im-

mer bey dir, dich der übeln Laune und dem Eigensinne nicht zu überlassen.

Emilia.

O ich sehe es wohl ein. Ich sehe, daß ich meine Strafe verdienet habe. Und ich bin recht glücklich, Mama, daß niemand zu uns gekommen ist, denn ich hätte mich nicht dürfen sehen lassen. Mama, sie haben mir versprochen, daß sie es niemanden sagen wollen.

Die Mutter.

Ich will es auch halten. Der gute Ruf einer jungen Person ist ihr ganzer Reichthum; eine Sache, die sie wie ihr Leben theuer schätzen muß; und wenn man einmal gegen sie eingenommen ist, so ist es ihr so schwer, es wieder gut zu machen, daß ich mich wohl hüten werde, deine Fehler zu sagen, so lange ich Hoffnung habe, daß du dich bessern werdest.

Emilia.

Warum ist der gute Ruf einer jungen Person das, was sie am theuersten schätzen muß, Mama?

Die Mutter.

Warum hast du es nicht gern, wenn man von den Fehlern redet, die du begangen hast?

Emilia.

Weil ich wünschte, daß man immer Gutes von mir sagte.

Die Mutter.

Und warum das?

Emilia.

Nu, weil es beschämend ist, Böses zu thun; man möchte glauben, daß ich nichts tauge.

Die Mutter.

Also siehst du, warum der gute Ruf kostbar ist, weil man nämlich der guten Meynung anderer Menschen nicht entbehren kann.

Emilia.

Man kann derselben nicht entbehren? Und warum das?

Die Mutter.

Du siehst es ja, weil du es nicht ausstehen könntest, daß man von dir glaubte, du taugest nicht. Sind wir nicht neulich darinn überein gekommen, daß ein Mensch des andern nöthig habe?

Emilia.

Ja, Mama.

Die Mutter.

Würde dir aber wohl seyn bey jemanden, der eine schlechte Meynung von dir hätte?

Emilia.

Nein, gewiß nicht.

Die Mutter.

Nach der guten oder schlechten Meynung, die man von einer Person hat, mißt man die Achtung oder die Freundschaft ab, die man für sie heget, und eine junge Person kennet und beurtheilet man bloß nach dem Rufe, in welchem sie steht.

Emilia.

Wie so, Mama?

Die Mutter.

Weil sie unter den Leuten nicht anders als in Gesellschaft ihrer Eltern erscheint, man höret sie fast nicht reden, man sieht sie niemals handeln, man richtet also sein Urtheil oder seine Meynung von ihr bloß nach demjenigen ein, was man von Personen, die beständig im Hause um sie sind, sagen höret.

Emilia.

Ja, von den Bedienten.

Die Mutter.

Von den Bedienten, von den Lehrern, von allen denjenigen, die näher um sie sind.

Emilia.

Aber wenn alle diese Leute nicht die Wahrheit sagen?

Die Mutter.

Das Lügen ist ein so abscheuliches Laster, daß es eben nicht allgemein ist, und für einen Lügner findet

findet man zwanzig ehrliche Leute, die als Freunde der Wahrheit jenen entlarven.

Emilia.

Was will das wohl sagen, die ihn entlarven? Nimmt der Lügner eine Larve vor?

Die Mutter.

Nein, es ist so eine Art zu reden. Du weißt wohl, daß eine Larve die Gesichtszüge verbirgt.

Emilia.

Ja, Mama.

Die Mutter.

Da der Lügner will, daß man ihm glauben soll, so stellt er sich, als ob er die Wahrheit sagte = = =

Emilia.

Nun begreife ich es, und diejenigen, die es beweisen, daß er gelogen hat, die entlarven ihn. Aber, Mama, werden die Lügen immer entdeckt?

Die Mutter.

Immer; früher oder später kömmt allemal die Wahrheit an den Tag.

Emilia.

Und dann ist der Lügner recht angeführt, nicht wahr?

Die Mutter.

Angeführt und gestraft, so sehr als man es nur seyn kann; denn er beweißt dadurch seine

Dummheit, daß er geglaubt hat, er könne der Lügen das Ansehen der Wahrheit verschaffen; er ist entehrt, er verliert jedermanns Zutrauen, man glaubet ihm nicht mehr, und niemand will etwas mit ihm zu thun haben.

Emilia.

Aber warum ist er entehrt?

Die Mutter.

Weil dieß ein niederträchtiges, ein schimpfliches Laster ist, das man bey gutgearteten Menschen nicht vermuthet.

Emilia.

Was sind gutgeartete Menschen?

Die Mutter.

Ich habe es dir schon gesagt, es sind diejenigen, die einen natürlichen Hang zum Guten und zur Tugend haben. Man bedienet sich auch dieses Ausdruckes, um damit diejenigen anzuzeigen, die nicht in einem niedrigen Stande gebohren sind.

Emilia.

Und was heißt das, entehrt seyn?

Die Mutter.

Es heißt durch seine Handlungen oder durch seine Denkungsart die Achtung seiner Nebenmenschen verloren haben; es heißt sich erniedriget, und dadurch verdient haben, daß man nach der

Mey=

Meynung anderer unter den Stand, in welchem man gebohren ist, herabgesetzt werde.

Emilia.

Aber, Mama, die Bedienten werden sagen : : : wenn sie sie doch bäten, nichts von dem zu sagen, was ich gethan habe.

Die Mutter.

Pfuy doch! Du wolltest dich so weit erniedrigen, die Bedienten zu bitten, nicht von dir zu reden? Zu was für unanständigen, niedrigen Handlungen uns doch ein Fehler verleiten kann!

Emilia.

Aber, wenn sie es sagen, so werden sie mir Schaden thun!

Die Mutter.

Das wird eine nothwendige Folge deiner Fehler seyn. Durch Niederträchtigkeiten machet man sie nicht wieder gut; dadurch würde man nur neue und noch mehr beschämende Fehler begehen, und eben deßwegen ist so viel daran gelegen, daß man keine begehe. Folge mir, bessere dich unverzüglich! Laß deine Handlungen, laß deine Mienen von deiner Reue zeugen, und mache es künftig besser, so wirst du dich nicht fürchten dürfen, daß man von dir rede; oder wenn man ja schlechterdings reden will, so wird man nichts als Gutes zu sagen haben.

Emilia.

Emilia.

Wenn ich nicht wie eine kleine Närrinn geweint und geschrien hätte, so würden sie nichts davon gewußt haben.

Die Mutter.

Was thut das zur Sache? Würdest du deßwegen weniger strafbar gewesen seyn?

Emilia.

Nein, aber = = =

Die Mutter.

Besteht das Uebel darinnen, daß man deinen Fehler weiß, oder daß du ihn begangen hast?

Emilia.

Darinnen, daß ich ihn begangen habe.

Die Mutter.

Kannst du dirs verzeihen, unrecht gethan zu haben, wenn auch dein Fehler verborgen bliebe? Siehst du nicht, daß du bald öffentliche Fehler begehen würdest, wenn du dich erst daran gewöhntest, verborgene zu begehen?

Emilia.

Warum das, Mama?

Die Mutter.

Weil alles auf die Gewohnheit ankömmt, mein Kind. Kannst du wohl, wenn wir erst auf dem Lande angekommen sind, und Paris kaum ver=

verlassen haben, sogleich den ersten Tag eben so gut laufen und spatzieren gehen, als wenn wir etliche Monate da gewesen sind, und du alle Tage spatzieren gegangen bist?

Emilia.

Nein, Mama.

Die Mutter.

Hast du, da du das erstemal mit dem Federball spieltest, eben so lange gespielet, ohne ihn fallen zu lassen, und ihn eben so hoch geworfen, als du nachgehends gethan hast?

Emilia.

Nein, Mama.

Die Mutter.

Was ist denn wohl die Ursache, daß du itzt dieses Spiel mit so vieler Leichtigkeit spielen und so lange Spatziergänge thun kannst, ohne dich zu ermüden?

Emilia.

Ich weiß nicht.

Die Mutter.

Indem du täglich spatzieren gehst, erwirbst du dir die nöthigen Kräfte, alle Tage etwas weiter zu gehen, und zuletzt bringst du es dahin, daß du sehr große Spatziergänge thun kannst, ohne müde zu werden, weil du deinen Körper durch eine anhaltende Uebung stärkest.

Emilia.

Mama, wenn ich also etliche Tage gar nicht gienge, so könnte ich wohl nicht mehr von hier nach Saint Cloud gehen.

Die Mutter.

Es würde dir wenigstens viel schwerer fallen, und du würdest so ermüdet nach Hause kommen, daß dich das vielleicht vom Spatzierengehen abschrecken würde. Eben dieses erfährst du in Absicht auf deine Lectionen; wenn du etliche Tage zugebracht hast, ohne etwas auswendig zu lernen, so lernest du hernach nicht mehr so leicht.

Emilia.

Eben weil ich es nicht mehr gewohnt bin, nicht wahr?

Die Mutter.

Freylich, und mit der Uebung in der Tugend verhält es sich eben so, wie mit der Uebung des Körpers und des Geistes.

Emilia.

So!

Die Mutter.

Ganz gewiß; wenn du dich nicht für dich allein und freywillig darinnen übest, deine Pflicht zu thun, ohne darnach zu fragen, ob du itzt dazu aufgelegt seyst oder nicht, und ohne an Strafe und Belohnung zu denken, so wirst du niemals dich selbst beherrschen lernen, und eben deßwegen öffent-

öffentlich Fehler begehen, weil du dich nicht daran gewöhnt hast, sie, wenn du alleine bist, zu vermeiden.

Emilia.

Nun, das begreife ich vollkommen. Es ist wahr, wenn ich es etliche Tage nach einander recht gemacht habe, so fällt mir das Lernen weniger schwer; und wenn ich gut gelernt habe, so bin ich nicht verdrießlich.

Die Mutter.

Weil man es niemals mehr ist, als wenn man mit sich selbst nicht zufrieden ist.

Emilia.

Das könnte wohl seyn.

Die Mutter.

Gewöhne dich denn doch daran, es immer in allen Stücken so gut zu machen als du nur kannst, und um nicht in Ansehung der Gefahr der verborgenen Fehler sicher zu werden, so mache es dir zum Gesetze, mir niemals etwas von dem, was du thun wirst, zu verschweigen, es sey gut oder böse.

Emilia.

Ja, Mama, ich verspreche es ihnen, ich will ihnen alles sagen.

Die Mutter.

Hast du hierüber nichts Besonderes bemerkt?

Emilia.

Was denn, Mama?

Die Mutter.

Daß ein Fehler allezeit verdrießliche Folgen hat, und daß es damit noch nicht gethan ist, daß man sagt, ich will ihn nicht mehr begehen.

Emilia.

Ah, das hatte ich niemals bemerkt!

Die Mutter.

Ueberlege es nur selbst. Durchgehe in Gedanken alle Fehltritte, die du gethan hast, so wirst du bald finden, daß deine Fehler verdrießliche Folgen für dich würden gehabt haben, wenn sie auch verborgen geblieben wären

Emilia.

Aber wenn ich mürrisch und ungeduldig gewesen wäre, und man hätte es nicht gewußt, was würde mir denn widerfahren seyn?

Die Mutter.

Vors erste schaden die Ungeduld und das mürrische Wesen der Gesundheit. Dann thut man alles, was man mit Murren und Ungeduld thut, auf eine schlechte und ungeschickte Art. Ueberläßt man sich diesen Fehlern, so ergreift man bey allem, was man zu thun hat, aus Trotz und Unvernunft die schlimmsten Maßregeln. Eben so verhält es sich, wenn du nicht lernest und nicht fleißig bist; wenn man sähe, daß du unwissend

wissend bliebest, so würde es nicht schwer seyn zu errathen, daß du dir die Erziehung, die man dir giebt, nicht zu Nutze gemacht habest.

Emilia.

Es wird also alles bekannt, Mama?

Die Mutter.

Ja, frühe oder späte kömmt alles ans Licht, und wird alles bekannt.

Emilia.

Gestern, Mama, da ich aufstund, sagte ich zu meiner Hofmeisterinn: heute will ich den ganzen Tag spielen, und da werde ich recht glücklich seyn; aber ich war es gar nicht, und so oft ich das sage, so geht es schlecht.

Die Mutter.

Das bringt dir keinen Unfall, daß du dir vornimmst glücklich zu seyn; nein, aber du irrest in der Wahl der Mittel.

Emilia.

Was heißt das, in der Wahl der Mittel irren?

Die Mutter.

Wenn du geschwinde nach der grünen Laube gehen willst, die am äussersten Ende unsers Baumgartens steht, welchen Weg nimmst du?

Emilia.

Ich gehe ganz gerade durch den Bogengang nach dem Lusthause, und dann eben so gerade durch den Baumgarten bis zur Laube.

Die Mutter.

Und wenn du, um geschwinde dahin zu kommen, erst durch den Hof, von da durch das Dorf, und dann über die Triftweide nach der Laube giengest? wie dann?

Emilia.

Nu dann, würde ich nicht so geschwinde dahin kommen.

Die Mutter.

Und warum nicht?

Emilia.

Weil dieser Weg viel länger ist.

Die Mutter.

Du siehst also wohl, daß du in der Wahl der Mittel, geschwinde dahin zu kommen, irren würdest, und eben so ungefähr irrest du auch, in der Wahl der Mittel zur Glückseligkeit zu gelangen.

Emilia.

Aber woher kömmt das wohl?

Die Mutter.

Von deinem Leichtsinne und deiner Unwissenheit. Deine Begriffe von dem, was dir nützlich ist,

ist, sind nicht richtig genug, und du verstehst nicht recht, was zu deinem Besten dienet.

Emilia.

Wie muß man es denn machen, um das zu verstehen?

Die Mutter.

Du mußt dich so mit mir unterreden, wie wir es thun, und dir denn das, was ich dir sage, zu Nutze machen.

Emilia.

Ja, man muß es nicht machen, wie der kleine Düplessis, der niemals das thut, was ihm seine Mutter sagt; sein Vater schlägt ihn auch deßwegen den ganzen Tag, wie man sagt, denn gesehen habe ich es nicht; ich weiß nicht, was die Bedienten thun oder nicht thun. Sie haben mir gesagt, daß man nicht ohne Noth mit ihnen reden müßte = = = Mama = = = ach! ich weiß nicht mehr, was ich ihnen sagen wollte. Werden wir heute spatzieren gehen?

Die Mutter.

Wenn es schön Wetter ist.

Emilia.

O ich glaube, es wird schön seyn, wir müssen weit, recht weit gehen. Ha! = = = wenn sie wollen, Mama, so wollen wir hingehen und Milch trinken, und dann sollen sie mir sagen, wie ich es machen muß, um in der Wahl der Mittel nicht mehr zu irren.

Die Mutter.

Und in Ansehung welcher Mittel willst du nicht mehr irren lernen?

Emilia.

Nun, wegen dessen, was wir gesagt haben, um nicht mehr angeführt zu werden, wenn ich glücklich seyn will, und mir vornehme, den ganzen Tag zu spielen.

Die Mutter.

Aber erstlich würdest du nicht glücklich seyn, wenn du den ganzen Tag spieltest.

Emilia.

Warum denn nicht?

Die Mutter.

Weil das Spiel dir nur in so weit Vergnügen machet, als du dich dadurch nach dem Lernen wieder erholest.

Emilia.

Ich glaube doch, daß es recht hübsch ist, immer zu spielen.

Die Mutter.

Wenn du nichts anders zu deinem Zeitvertreibe hättest, als deine Puppe, und deine kleine Haushaltung, würdest du dessen nicht bald müde werden?

Emilia.

Ja, aber ich spiele denn wieder etwas anders.

Die

Die Mutter.

Und wirst dieses andern Spieles ebenfalls überdrüßig.

Emilia.

Ah, das ist doch wahr; denn wenn ich zuweilen den ganzen Tag gespielt habe, so giebt es doch Augenblicke, da ich nicht weiß, was ich mit mir selbst anfangen soll.

Die Mutter.

Die Anzahl der Spiele und Zeitvertreibe ist sehr eingeschränkt, und wenn man immer Vergnügen daran finden soll, so muß man vorher arbeiten, und sich mit ernsthaften Beschäfftigungen abgeben; dann ist man niemals müssig und hat niemals lange Weile.

Emilia.

Ja, ich spiele immer mit großem Vergnügen, wenn ich gearbeitet habe = = = aber Mama, sie wissen also wohl alles, was ich denke?

Die Mutter.

Fast alles.

Emilia.

Ah, wie machen sie denn das?

Die Mutter.

Nicht wahr, alle deine Begierden gehen dahin, dir alle Mühe zu ersparen, und dir Vergnügen zu verschaffen?

Emilia.

Ja, Mama.

Die Mutter.

Wenn du schlecht lernest, wenn du solches mit Nachläßigkeit und Trägheit thust, was denkest du wohl alsdann? Und warum denkest du so?

Emilia.

Ich denke, daß mir das Lernen Mühe verursachet.

Die Mutter.

Und daß du lieber wolltest davon gehen und spielen, singen, tanzen, u. s. w.

Emilia.

Das ist wahr.

Die Mutter.

Du lernest also schlecht, um dir die Mühe zu ersparen, und desto eher Vergnügen zu haben? Was entsteht aber wohl daraus?

Emilia.

Ah, gerade das Gegentheil! wenn ich schlecht lerne, so muß ich desto länger lernen, dann werde ich verdrießlich, ich greife alles verkehrt an, und ich spiele nicht.

Die Mutter.

Und wenn du halsstarrig bist und deinem Eigensinne folgest, ohne auf das, was ich von dir fordere, zu achten, was denkest du da?

Emilia.

Nu, ich denke, daß mir das, was ich will, Vergnügen machet, und daß mir das, was man von mir fordert, keines machet.

Die Mutter.

Du thust es also, um der Mühe zu entgehen und dir Vergnügen zu verschaffen? Und was entsteht daraus?

Emilia.

Ich muß dafür büßen, die Mühe dauert den ganzen Tag lange, und vom Spiele oder vom Vergnügen ist gar die Frage nicht mehr.

Die Mutter.

Und wenn du hingegen fleißig lernest und lenksam bist, was ist die Folge davon?

Emilia.

O dann habe ich meine Schuldigkeit bald vollbracht, dann bin ich glücklich, recht glücklich! = = = Sehen sie, meine beste Mama, ich fühle da etwas in meinem Herzen, das mir so wohl, so wohl machet = = = O wie froh und zufrieden bin ich dann!

Die Mutter.

Du siehst also wohl, wenn du nicht vernünftig bist, so irrest du in Ansehung der Mittel, die zur Glückseligkeit führen. So oft du also eine Begierde in dir fühlest, irgend eine Lust zu befriedigen, die ich mißbillige, oder etwas zu thun,

was ich dir verbiete, so solltest du zu dir selbst sagen: wenn ich hartnäckig bin, so wird mich, anstatt des Guten, das ich suche, gewiß ein Uebel treffen; und wenn ich hingegen nachgebe, so werde ich ein weit größeres Glück genießen, als dasjenige ist, dem ich entsage.

Emilia.

Und welches denn, Mama?

Die Mutter.

Das größte unter allen, ein Glück, das dir niemand zu entreissen vermag, wenn du es einmal hast.

Emilia.

Mama, sagen sie mir doch geschwinde, was es ist, ich bitte sie darum.

Die Mutter.

Es ist das Glück mit dir selbst zufrieden zu seyn, und da in deinem Herzen das zu empfinden, was dich so fröhlich machet.

Emilia.

Ja, das ist wahr, das ist das größte Vergnügen, wenn ich da im Herzen ich weiß nicht was habe, das mich so munter machet, daß ich wohl ganz alleine lache, wie heißt man das, Mama?

Die Mutter.

Das heißt man die Freude des guten Gewissens.

Emilia.

Emilia.

Was ist das Gewissen?

Die Mutter.

Es ist eine innere Empfindung, die uns wider unsern Willen wegen unsers Verhaltens zu Rede setzet.

Emilia.

Wie? redet das Gewissen?

Die Mutter.

Ja, es redet laut in uns, und machet uns sehr unruhig, wenn wir, selbst im Verborgenen, einen Fehler begangen haben, und treibt uns die Schaamröthe ins Gesicht, wenn man uns Lobsprüche giebt, die wir nicht verdienen.

Emilia.

Aber, wenn wir sie verdienen, was sagt es dann, das Gewissen?

Die Mutter.

Dann machet es uns das Lob angenehm. Es machet uns aber auch ganz alleine und unabhängig von dem Beyfalle anderer glücklich. Und dieß ist die Ursache, warum ein Fehler eben so verdrießlich und beschwerlich ist, wenn er verborgen bleibt, als wenn er bekannt wird, und warum uns eine gute That eben so viel Befriedigung giebt, wenn sie verborgen ist, als wenn sie andere wissen; denn wenn wir zuweilen am wenigsten daran denken, so strafet uns unser Gewissen mit

Vorwürfen oder belohnet uns mit seinem Beyfalle, und flößet uns dadurch Ruhe oder Unruhe ein.

Emilia.

Ich glaube, ich habe es zuweilen gehört, das Gewissen, aber ich wußte nicht, was es war.

Die Mutter.

Du kannst ihm nie zu aufmerksam zuhören, noch dich zu sorgfältig bemühen, das, was es dir sagt, zu verstehen. Es ist ein sicherer Führer. Es ist ein Freund, den wir immer in uns haben, und dem wir niemals zu viel Achtung erweisen können. Du mußt dich daran gewöhnen, diesen Freund bey dir selbst etliche male des Tages zu befragen.

Emilia.

Das ist doch artig, etwas, das so ganz leise in uns redet. Ich verspreche es ihnen, Mama, ich will alle Tage mit ihm reden, ich will zu ihm sagen, mein Gewissen, bist du zufrieden?

Die Mutter.

Emilia, es ist Zeit, deine Arbeit wegzulegen und dich zum Lernen anzuschicken.

Siebente Unterredung.

Emilia.

Mama, wissen sie, daß der kleine Düplessis gestorben ist?

Die Mutter.

Ja, ich weiß es.

Emilia.

Das war wohl die Ursache, warum seine Mutter diesen Morgen zu ihnen kam?

Die Mutter.

Ja. Und weißt du wohl, warum ihr Sohn gestorben ist?

Emilia.

Nein, Mama.

Die Mutter.

Er ist gestorben, weil er einen Fehler, den er begangen hatte, hartnäckiger Weise vor seiner Mutter verhelen wollte.

Emilia.

Wie war das, Mama?

Die Mutter.

Es sind ungefähr fünf oder sechs Wochen, daß diese arme Frau, da sie ausgehen mußte, ihr Kind in ihre Stube verschloß. Sie hatte ihm verboten auf die Stühle zu steigen. So bald er allein war, stieg er auf einen Lehnstuhl, und von da auf die Commode, um Zuckerwerk herunterzulangen, das er hatte auf ein Bret setzen gesehen. Er aß davon, und im Heruntersteigen fiel er auf den Kopf und that sich sehr wehe; er wollte aber nichts davon sagen, aus Furcht, darüber geschmält zu werden. Einige Zeit hernach bekam er große Kopfschmerzen und ein Fieber. Man fragte ihn oft und viel, ob er nicht etwa einen Fall gethan hätte. Da er die Folgen von dem, was er gethan hatte, nicht voraussah, so behauptete er immer, daß ihm nichts widerfahren sey, und erst zween Tage vor seinem Tode gestund er alles; aber da war es zu späte. Es hatte sich schon ein Geschwür in seinem Kopfe angesetzt, und es konnte ihm nicht mehr geholfen werden.

Emilia.

Und wenn er es sogleich gesagt hätte?

Die Mutter.

So hätte man ihn retten können. Du siehst wohl, Emilia, daß ein verborgener Fehler nichts desto weniger ein Fehler ist, und daß er, wenn man ihn gleich nicht weiß, nichts desto weniger schädliche und oft verderbliche Wirkungen nach sich zieht, die ein Kind nicht vorher sehen kann.

Emilia.

Emilia.

Ja, das sehe ich wohl ein, Mama.

Die Mutter.

Und dieß ist eben die Ursache, warum du mir alles sagen mußt, was du thust, damit ich an deiner statt von den Folgen desselben urtheile und sie dir bekannt mache.

Emilia.

Ja, Mama, ich will ihnen alles sagen. Aber warum ist seine Mutter so betrübt, da er doch so böse war?

Die Mutter.

Weil eine Mutter immer hoffet, daß sich ihr Kind durch die Erinnerungen, die man ihm giebt, und durch seine eigene Erfahrung werde bessern lassen.

Emilia.

Mama, wollen sie mir wohl sagen, was Erfahrung ist?

Die Mutter.

Es sind die Kenntnisse, die wir uns durch die Erinnerung an das, was uns begegnet ist, erwerben. Zum Exempel, deine Erfahrung hat dich gelehrt, daß man unglücklich ist, wenn man nicht seinen Pflichten alle seine wunderlichen Einfälle und unordentlichen Lüste aufopfert.

Emilia.

Ey! Schon wieder ein Wort, das ich nicht verstehe. Was heißt das, aufopfern?

Die

Die Mutter.

Man opfert bald für sich selbst, bald für andere etwas auf. Für sich selbst thut man solches, wenn man einen gegenwärtigen Vortheil, den man sehr hochschätzet, fahren läßt, um sich einen anderen, oft entferntern, zu verschaffen.

Emilia.

Und wie das, Mama?

Die Mutter.

Wenn ich dich dein Spiel verlassen und an die Arbeit gehen heisse, und du gehorchest mir auf der Stelle und ohne Widerrede, so opferst du ein gegenwärtiges Vergnügen auf, um dir dadurch ein größeres zu verschaffen, ich meyne das Vergnügen, deine Schuldigkeit zu thun.

Emilia.

Ja ja, itzt verstehe ich es.

Die Mutter.

Dieß heißt sein Vergnügen seiner Pflicht aufopfern. Und die Opfer, die man andern bringt, bestehen darinnen, daß man einem Vergnügen oder einem Vortheile entsaget, um ihnen solche zu verschaffen. Dieß nennet man Gütigkeit. Zuweilen versteht man sich sogar dazu, Schaden zu leiden, man nimmt freywillig gewisse Beschwerden auf sich, um andern dadurch ein sehr großes Gut zu verschaffen, und dieß nennet man Großmuth oder Heldentugend, je nachdem das, was man dabey aufopfert, größer oder kleiner ist.

Emilia.

Mama, erlauben sie mir, sie um etwas zu fragen?

Die Mutter.

Sage nur her.

Emilia.

Warum haben sie die Frau des Düplessis in ihr Cabinet kommen lassen?

Die Mutter.

Was findest du denn darinnen sonderbares?

Emilia.

Nun, sie haben sie niedersitzen lassen.

Die Mutter.

Und warum hätte ich es nicht thun sollen?

Emilia.

Ja, sie haben ihr aber die Hand gegeben. Sie hat zu weinen angefangen, und die Thränen sind ihnen auch in die Augen getreten, und sie haben sie mein Kind geheißen.

Die Mutter.

Nun, was schliessest du denn aus diesem allen? was bildest du dir ein?

Emilia.

Ich glaube wohl, daß sie sehr betrübt war, und daß sie sie trösten wollten.

Die

Die Mutter.

Das ist wahr.

Emilia.

Ich dachte aber, daß man sich nicht mit dem Gesinde unterreden müßte.

Die Mutter.

Nein, man muß solches nicht ohne Noth thun. Aber nichts ist nöthiger, als daß wir die Bekümmerten und insonderheit diejenigen, die in unsern Diensten stehen, trösten.

Emilia.

Und warum das, Mama?

Die Mutter.

Da sie unsern Befehlen unterworfen sind, da sie uns dienen, da sie uns täglich Beweise ihrer Ergebenheit und ihres Diensteifers geben, so ist es sehr billig, daß wir, so viel an uns liegt, für ihr Glück sorgen.

Emilia.

Das ist wahr. Aber wie muß man das machen, da man nicht mit ihnen spielt.

Die Mutter.

Man muß nicht mehr von ihnen fordern als sie thun können, sie richtig bezahlen, sie in ihren Krankheiten verpflegen, sie trösten, wenn sie bekümmert sind, und sie dabey immer in der Ehrerbietung erhalten, damit sie ihrer Pflicht nicht

zuwi-

zuwider handeln. Kurz, man muß sich so gegen sie betragen, wie sich ein gerechter und gütiger Vater gegen seine Kinder beträgt.

Emilia.

Mama, sie sind also der Vater des ganzen Hauses?

Die Mutter.

Dein Vater und ich, wir sind die Häupter des Hauses. Ich bin deine Mutter, und vertrete auch Mutterstelle bey allen denjenigen, die unter meinen Befehlen stehen.

Emilia.

Und eben darum gehorchet ihnen auch jedermann?

Die Mutter.

Ja. Ein jedes Haus wird wie eine Familie betrachtet, eine jede Familie hat ihr Haupt, ihren Regenten, der sie regieret, auf den man alles ankommen zu lassen mit einander überein gekommen ist, der einen jeden beschützet und für sein Bestes wachet, und dem ein jeder unterworfen ist.

Emilia.

Und ich, Mama, was bin ich?

Die Mutter.

Du bist eines von den Gliedern der Familie.

Emilia.

Wie, eins von den Gliedern? Bin ich ein Glied, ich?

Die Mutter.

Dieß ist so eine Art zu reden. So wie man den vornehmsten von der Familie und denjenigen, der sie regieret, das Haupt nennet, welches so viel sagen will, als Kopf, so setzet man die Vergleichung weiter fort, und redet von Gliedern, um damit die übrigen Personen zu bezeichnen, welche zu der Familie gehören.

Emilia.

Die Bedienten sind also wohl meine Brüder?

Die Mutter.

Als Menschen sind wir alle Brüder und Schwestern, das heißt, alle menschliche Geschöpfe verdienen unser Wohlwollen = = =

Emilia.

Mama, was will Wohlwollen sagen?

Die Mutter.

Das Wort erkläret sich selbst. Wohl wollen, Gutes wollen.

Emilia.

Ah, es ist wahr! Nun, Mama, man muß also jedermann wohlwollen?

Die

Die Mutter.

Allerdings, wenn du anders willst, daß dir jedermann wohlwolle. Aber dann giebt es verschiedene Stände, verschiedene Classen in der Gesellschaft. Eine jede hat unter sich dieselben Rechte und Vorzüge, und alle, die dazu gehören, sind einander gleich; und wenn wir mit Leuten von andern Classen zu thun haben, so betragen wir uns gegen sie nach ihrem Range. Sind sie von einer höhern Classe als wir, so sind wir ihnen Achtung und Ehrerbietung schuldig; sind sie unter uns, so erweisen wir ihnen Gütigkeit, Schutz u. s. w.

Emilia.

Eine Classe, das ist so wie im Kloster, nicht wahr?

Die Mutter.

Nicht ganz, aber das giebt doch einen Begriff davon. So wie es im Kloster eine Classe von vornehmen Kostgängern, eine Classe von geringern Kostgängern, eine Classe von Novizen, u. s. w. giebt, so giebt es auch in der Welt eine Classe von Hofleuten, eine von Kriegsbedienten, eine von obrigkeitlichen Personen u. s. w. Alle diejenigen, welche eben dieselbe Lebensart oder Handthierung haben, werden zu einer und eben derselben Classe gerechnet. So gehören z. E. alle Kriegsbediente, welche keine besondere Ehrenzeichen tragen, zu eben der Classe, zu welcher dein Papa gehöret.

Emilia.

Was heißt das, besondere Ehrenzeichen tragen?

Die Mutter.

Das heißt, ein Ordensband vom Könige erhalten, das blaue, das rothe Ordensband u. s. w. haben.

Emilia.

Sie erinnern mich eben recht daran, Mama, ich wollte sie immer fragen, was der König wäre, ich habe es immer vergessen.

Die Mutter.

Er ist das Haupt einer großen Familie.

Emilia.

Aber was ist das? Warum ist jedermann verbunden, ihm zu gehorchen? Sind wir von seiner Familie? Ist jedermann von seiner Familie?

Die Mutter.

Wir sind eine von den Familien, die er regieret.

Emilia.

So! er ist also das Haupt aller Familien?

Die Mutter.

Ja, alle Einwohner einer Stadt oder eines Dorfes sind in Familien eingetheilet. Ein Land besteht aus vielen Städten und Dörfern. Ein Königreich besteht aus verschiedenen Ländern, und der König ist das Haupt seines ganzen Reiches.

Emilia.

Wie? Aller Familien?

Die Mutter.

Ja.

Emilia.

Er hat viel zu thun.

Die Mutter.

So viel, daß er nicht alles selbst thun kann.

Emilia.

Und wie machet er es denn?

Die Mutter.

Er wählet gewisse Personen, die er mit seinem Zutrauen beehret, und die sein Reich nach seinen Vorschriften regieren, und man ist verbunden, ihnen zu gehorchen, wenn sie im Namen des Königes reden.

Emilia.

Nicht wahr, es ist eben so, wie mit ihrem Haushofmeister, dem sie des Morgens alles sagen, was in dem Hause geschehen soll.

Die Mutter.

Ganz recht.

Emilia.

Und nennet man diejenigen, die anstatt des Königes regieren, auch Haushofmeister?

Die Mutter.

Nein, man nennet sie Staatsbediente, geheime Räthe, Statthalter, Aufseher, u. s. w.

Sie haben verschiedene Titel nach der Verschiedenheit ihrer Aemter und Stellen.

Emilia.

Aber muß denn auch sein ganzes Reich alle Morgen kommen, um ihn aufzuwarten, wie ich es in Ansehung ihrer thue?

Die Mutter.

Bey einem geringen Nachdenken würdest du finden, daß das unmöglich ist: Diese Ehre wird auch nicht allen seinen Unterthanen verstattet. Nur die Prinzen von seinem Geblüte, das ist, seine Anverwandten und der Adel des Reichs haben das Recht, ihm ihre Aufwartung zu machen.

Emilia.

Man ist ihm also viel Ehrerbietung schuldig?

Die Mutter.

Eben so viel als du mir schuldig bist, und aus eben denselben Gründen.

Emilia.

Und der Dauphin ist sein Sohn?

Die Mutter.

Dieß ist der Titel, den man dem Thronerben von Frankreich, das ist, demjenigen giebt, der nach dem itztregierenden Könige regieren soll.

Emilia.

Es ist doch schön, König zu seyn!

Die Mutter.

Ja, denn es steht bey ihm, jedermann Gutes zu thun.

Emilia.

Er ist also recht glücklich, er muß sehr geliebt werden?

Die Mutter.

Freylich, und dieß ist die Belohnung aller derjenigen, die Gutes thun.

Emilia.

Ich habe ihn niemals gesehen. Warum kömmt er nicht, sie zu besuchen, Mama, da sie das Recht haben, ihm aufzuwarten?

Die Mutter.

Der König besuchet niemanden.

Emilia.

Warum nicht? Ist er krank?

Die Mutter.

Seine Würde erhebt ihn so weit über die andern, daß es nicht gewöhnlich ist, daß er Privatpersonen mit seinem Besuche beehre.

Emilia.

Wodurch wird man denn König? Kann jedermann König seyn?

Die Mutter.

Nicht in allen Ländern. In Frankreich ist der nächste Anverwandte des Königes sein Nachfolger, oder damit ich eben dasselbe mit dem gebräuchlichsten Worte ausdrücke, in Frankreich ist die Krone erblich; in andern Ländern wählet sich das Volk selbst einen König, und das nennet man ein Wahlreich. Jedes Reich hat seine Gesetze und seine Gebräuche.

Emilia.

Mama, vertritt nicht auch Papa die Stelle eines Vaters bey seinen Bedienten?

Die Mutter.

Allerdings. Was könnte dich daran zweifeln lassen?

Emilia.

Weil sie immer alles in dem Hause anordnen und befehlen.

Die Mutter.

Wenn sich eine Frau durch ihr Verhalten und durch ihre Wachsamkeit das Zutrauen ihres Mannes erworben hat, so überläßt er ihr die Besorgung des Hauswesens, und behält sich nur die Geschäffte vor, die nicht anders als ausser dem Hause betrieben werden können.

Emilia.

Und was sind das wohl für Geschäffte?

Die Mutter.

Diese Frage müssen wir zu denjenigen zählen, deren Erklärung du noch nicht fassen kannst. Wir wollen sie also auf eine andere Zeit versparen.

Emilia.

Mama, sie haben mir gesagt, sie wollten mir sagen, wer der Herr Allrecht sey.

Die Mutter.

Das schickt sich eben nicht am besten hieher; doch hat es nichts zu bedeuten. Es ist der Name, den man solchen Leuten giebt, die keine eigene Meynung und Einsicht haben, die von denen Dingen, von welchen sie reden, nichts verstehen, und doch alles wissen wollen, und die also, um ihre Unwissenheit zu verbergen, lauter Wörter sagen, die nichts bedeuten.

Emilia.

Wie machen sie es denn?

Die Mutter.

So, wie du es zuweilen machest, sie reden ins Gelage hinein.

Emilia.

O ich will mich bessern, ich will nicht mehr von Dingen reden, die ich nicht verstehe. Ich will nicht Fräulein Allrecht heißen. Ich wollte sie noch etwas fragen = = = = Ach, Mama, wann soll ich die Geschichte vom Titus und vom Domitian lesen?

Die Mutter.

Sogleich, wenn du willst, so bald du mit deiner Arbeit wirst fertig seyn.

Emilia.

Ach Mama, ich habe noch ein großes Stück zu machen, wenn es ihnen gefällig wäre, so wollte ich itzt lesen, ich bin noch in keiner halben Stunde fertig.

Die Mutter.

Nein, ich will daß du deine Arbeit vollendest.

Emilia.

Ich will es thun, Mama. Erlauben sie mir, sie zu fragen, warum ich nicht itzt lesen kann, denn mich dünkt, daß ich nach dem Lesen meine Arbeit eben so gut fertig machen würde?

Die Mutter.

In deinem zwölften oder vierzehnten Jahre würde das sehr gleichgültig seyn, aber itzt, glaube es mir, ist es nicht so.

Emilia.

Aber warum nicht, Mama?

Die Mutter.

Weil sehr viel darauf ankömmt, daß man sich daran gewöhne, in dem, was man zu thun angefangen hat, ununterbrochen fortzufahren. Nun bist du in dem Alter, da man sich am leichtesten zu etwas gewöhnen kann, und wenn du nicht

nicht schon itzt gute Gewohnheiten an dich nähmest, so würde es dir nachgehends sehr schwer fallen, solches zu thun. Erinnere dich an die Regel, daß man nicht ohne Grund von einer Beschäfftigung zu einer andern übergehen muß.

Emilia.

Ja, wenn ich zum Exempel spiele, so muß man mich nicht unterbrechen, um zu arbeiten, und wenn ich arbeite, so muß ich nicht mehr ans Spielen denken, sonst würde ich nichts recht machen.

Die Mutter.

Und wenn du deine Arbeit geendiget hast, so mußt du sie aufheben, so wie du nichts von deinen Spielsachen darfst herum liegen lassen, wenn du zu spielen aufgehört hast.

Emilia.

Ja, man muß eine jede Sache wieder an ihren Ort thun, so gewöhnt man sich an die Ordnung. Sie sehen wohl, Mama, daß ich das, was sie mir sagen, gut behalte.

Die Mutter.

Aber es ist nicht genug, die Worte zu behalten, man muß sie auch in Ausübung bringen.

Emilia.

Mama, das wird sich schon geben.

Die

Die Mutter.

Nein, das wird sich nicht geben, wenn du nicht sogleich anfängst, dich darinnen zu üben.

Emilia.

Mama, erlauben sie mir, ihnen noch eine ganz kleine Frage zu thun.

Die Mutter.

Nämlich?

Emilia.

Wozu dienet es, sich an die Ordnung zu gewöhnen?

Die Mutter.

Man gewinnt dadurch Zeit, welches eine sehr kostbare Sache ist, und weiß sonst niemals recht, was man thut.

Emilia.

Wie gewinnt man dadurch Zeit?

Die Mutter.

Wenn du alle Sachen, die zu deiner Arbeit oder zu deiner Belustigung dienen, herum liegen läßt, wie geht es dir wohl, wenn du sie wieder finden willst?

Emilia.

Ich weiß nicht mehr wo sie sind, weil sie die Bedienten ich weiß nicht wohin weggesetzt haben, und ich weiß nicht mehr wo ich sie holen soll.

Die

Die Mutter.

Und wie machest du es denn, um sie wieder zu finden?

Emilia.

Ich suche sie.

Die Mutter.

Aber indem du sie suchest, verlierst du Zeit.

Emilia.

Das ist wahr.

Die Mutter.

Und das ist eine sehr übel angewandte Zeit, denn wenn du sie den Abend vorher in Ordnung gebracht hättest, so würdest du sie sogleich wieder finden.

Emilia.

Das ist wahr.

Die Mutter.

Und findest du sie immer?

Emilia.

Nein, es verliert sich oft etwas davon.

Die Mutter.

Und du hast niemals bedacht, daß du Schuld daran seyst?

Emilia.

Aber, Mama, es ist die Schuld der Bedienten. Warum bringen sie das, was sie finden, nicht in Ordnung?

Die

Die Mutter.

Und wie kannst du verlangen, daß sie denen Dingen, die dir zugehören, mehr Werth beylegen, als du ihnen selbst beylegst? Sie haben keinen Grund zu glauben, daß das, was du auf der Erde herum liegen läßt, verdiene aufgehoben zu werden.

Emilia.

Das ist auch wahr.

Die Mutter.

Da begehst du also zween Fehler anstatt eines. Vors erste verlierst du durch deine Nachläßigkeit und Sorglosigkeit Dinge, die dir zugehören, und dann bist du so ungerecht, die Schuld dessen, was du gethan hast, auf andere zu schieben. Wenn man sich also nicht an die Ordnung gewöhnt hat, so verlieren und verwirren sich die Gedanken in dem Kopfe des Menschen, so wie deine Spielsachen in dem Zimmer, man weiß nicht, was man sagt, und man wird für närrisch oder für dumm gehalten. Begreifst du nun, wozu es dienet, sich an die Ordnung zu gewöhnen?

Emilia.

O ja, Mama! = = = = Nun ist meine Arbeit fertig.

Die Mutter.

Wohlan, es ist späte, wir können in mein Zimmer gehen, und da die Geschichte der beyden Kaiser lesen, die du willst kennen lernen.

Achte

Achte Unterredung.

Emilia.

Mama, es ist recht lange, daß sie mir keine Historie erzählet haben.

Die Mutter.

Es ist wahr.

Emilia.

Wollen sie denn die Gefälligkeit haben, mir eine zu erzählen? Ich bin recht vernünftig gewesen.

Die Mutter.

Ich bins zufrieden. Ich will dir im Spatzierengehen die Historie von zween kleinen jungen Herren erzählen; aber mit der Bedingung, daß du mir sagen sollst, was du von ihrer Aufführung denkest.

Emilia.

O ja, Mama, ich verspreche es ihnen. Waren sie recht artig, recht vernünftig?

Die Mutter.

Das wirst du sehen. Laß uns durch diesen Gang gehen, der Weg ist schön, und wir werden niemanden begegnen, der uns unterbreche.

Emilia.

Nun, Mama?

Die Mutter.

Nun, meine Tochter. Zween Hausväter von mittelmäßigem Stande, aber doch ehrliche und wohlhabende Leute, die in der Provinz wohnten, hatten ein jeder, einen Sohn. Diese zwey jungen Leute, die sehr wohl erzogen und nach dem Beyspiele ihrer Väter gute Freunde waren, faßten eines Tages, ein jeder für sich und ohne einander ihr Vorhaben zu eröffnen, den Entschluß, das väterliche Haus zu verlassen, und nach Paris zu gehen, um da ihr Glück zu suchen.

Emilia.

Das väterliche Haus, das ist das Haus ihrer Väter, nicht wahr, Mama?

Die Mutter.

Ja.

Emilia.

Wie? Sie wollten ohne Erlaubniß davon gehen? Aber das war sehr schlecht! Und ganz alleine, ganz alleine davon gehen? = = = Sie waren also wohl närrisch? Was sollte denn aus ihnen werden?

Die Mutter.

Und doch hatten beyde einen starken Grund zu Hause zu bleiben. Der eine war taub, und der andere konnte, ohne eben ganz blind zu seyn, kaum den Weg vor sich sehen. Es wäre ihnen

sehr zuträglich gewesen, diesen Uebeln erst abzuhelfen, ehe sie ihre Reise angetreten hätten. Denn, um in der Welt fortzukommen, hat man an seinen beyden Augen und an seinen beyden Ohren nicht zu viel.

Emilia.

O das glaube ich wohl. Ich wette darauf, daß diese beyden kleinen Messieurs böse junge Leute sind, nicht wahr, Mama?

Die Mutter.

Du urtheilest sehr geschwinde. Wolltest du wohl, daß man deine Aufführung und deinen Charakter nach einem einzigen thörichten Einfalle beurtheilte, der dir einmal in den Sinn gekommen wäre?

Emilia.

Nein, Mama.

Die Mutter.

Urtheile also nicht eher, bis du die Geschichte dieser beyden jungen Leute weißt, und wenn du dann eine schlechte Meynung von ihnen haben mußt, so wirst du doch noch wohl thun, zu glauben, daß man vielleicht das, was sie gethan haben, und was ihnen begegnet ist, vergrößert hat.

Emilia.

Warum das, Mama?

Die Mutter.

Weil man sich vor Reden, die andern schaden können, niemals zu sehr in Acht nehmen

kann, und wenn es darum zu thun ist, andere zu verurtheilen, so muß man lange darüber nachdenken, ehe man den Ausspruch thut. Wünschest du nicht, daß man sich so gegen dich verhalte?

Emilia.

Ja, gewiß, Mama. Nun, was thaten sie?

Die Mutter.

Obgleich ihre Gebrechen, die anfänglich wenig zu bedeuten hatten, täglich größer wurden, ließen sie sich dadurch doch nicht von ihrem Vorhaben abhalten. Die Jugend ist hitzig, und will sich nicht rathen lassen. Sie zweifelt an nichts. Ihre Einbildungskraft verspricht ihr den besten Erfolg, und die Vernunft wird fast allezeit erst zuletzt zu Rathe gezogen.

Emilia.

Ist die Vernunft so wie das Gewissen? Redet sie auch?

Die Mutter.

Den Erinnerungen, die man dir giebt, folgen, das heißt der Vernunft Gehör geben. Was soll ich in dem Hause meines Vaters machen, sagte der Taube, der Daucourt hieß?

Emilia.

Ah, ich war sehr begierig, seinen Namen zu wissen, und es ist mir recht lieb, daß ich ihn nicht kenne.

Die

Die Mutter.

Kann ich da ein meiner würdiges Glück hoffen, sagte er? Ich bin groß, wohlgewachsen, ich habe Verdienste und Verstand. Hier lebe ich unbekannt, und unter dem Vorwande, daß ich ein etwas schweres Gehör habe, will man mich auf ein unrühmliches stilles Leben einschränken, man wirft mir meine Taubheit vor, um mir den Unterricht, den ich verlange, zu verweigern; aber ich werde dessen schon zu entbehren wissen, ich will meine Zeit nicht mehr mit Hören verlieren, und nun will ich selbst mein Glück machen.

Emilia.

Er hat eine gute Meynung von sich, der Herr Daucourt. Er will seine Zeit nicht mehr mit Hören verlieren!

Die Mutter.

Ich kenne Leute, die solches zwar nicht sagen, aber doch eben das thun.

Emilia.

Wer denn, Mama?

Die Mutter.

Besinne dich nur recht = = = du schweigst ganz stille? Wenn man sich die Lehren und Erinnerungen, die man erhält, nicht zu Nutze machet, so ist es eben so viel, als ob man sagte, daß man seine Zeit nicht mit Hören verlieren will. Kennest du niemanden, der in diesem Falle wäre?

Emilia.

O verzeihen sie mir, Mama, ich verstehe es wohl, sie wollen von mir reden.

Die Mutter.

Man muß sich hüten, Emilia, andere nicht um solcher Fehler Willen zu verurtheilen, deren man sich selbst schuldig machet.

Emilia.

Ich will mich davor in Acht nehmen, Mama.

Die Mutter.

Du begiengest da eben den Fehler den Daucourt begieng. Er beredete sich, daß man niemals mit ihm redete, weil er nicht hörte; er hielt sich über die Gebrechen und Fehler seines Freundes auf, und wurde seiner eigenen nicht gewahr. Ja, sagte er, wenn ich blind wäre, wie er, so würde ich mich nicht darüber beschweren, daß man mich hintansetzet. Ohne Augen ist man zu nichts nütze. Ausserdem weiß er nichts, als was ich ihn gelehrt habe, und er darf sich nicht schmeicheln, jemals mehr zu wissen. Sein Leibesgebrechen läßt sich nicht verbergen, aber das meinige kann sehr wohl verborgen bleiben. Die Natur hat mich durch eine nicht gemeine Scharfsinnigkeit des Geistes dafür schadlos gehalten. Ich wette darauf, daß die meisten, die mich kennen, bis itzt meine vorgegebene Taubheit noch nicht bemerkt haben. Es giebt eine gewisse Art, an allen Unterredungen Antheil zu nehmen, ohne etwas davon zu verstehen. Ein Lächeln, eine

Kopf-

Kopfgeberde, ein zu rechter Zeit angebrachtes Wort, das sich zu den Mienen und Geberden der Redenden schicket, dieß alles hat mir den Ruf eines Menschen erworben, der sehr gut höret und einen sehr feinen Verstand hat.

Emilia.

Nun, das ist ja der leibhaftige Herr Allrecht.

Die Mutter.

Getroffen. Ich habe oft, fuhr er fort, die ernsthaftesten Leute über meine witzigen Einfälle lachen sehen, und der einzige Vorwurf, den ich meinen Ohren zu machen habe, ist, daß ich die Lobsprüche, die man mir gab, nicht immer gehöret habe.

Emilia.

Das ist doch ein sonderbarer Mensch! Ich wette darauf, daß er manches Quidproquo gemacht hat.

Die Mutter.

Weißt du denn, was ein Quidproquo ist?

Emilia.

Ja, Mama, es ist, wenn man etwas sagt, was das nicht ist, was man sagt.

Die Mutter.

Nun, das heisse ich eine deutliche Beschreibung! Suche dich doch etwas genauer zu erklären, denn man redet doch, um verstanden zu werden.

Emilia.

Aber, Mama, sie wissen wohl, was ich sagen will.

Die Mutter.

Wenn ich es auch wüßte, so ist das nicht genug. Laß sehen, sage mir, was ist ein Quidproquo?

Emilia.

Hören sie denn Mama, es ist, wenn sie etwas sagen, und ich habe mich geirrt und etwas anders verstanden, und antworte dann auf das, was ich verstanden habe.

Die Mutter.

Das ist doch etwas deutlicher, aber gieb mir ein Exempel von dem, was du itzt gesagt hast.

Emilia.

Wenn sie z. E. von mir redeten und sagten, das ist ein sehr vernünftiges kleines Mädchen, und es gienge ein anderes kleines Mädchen vorbey, welches glaubte, daß sie von ihr redeten, und also zu ihnen sagte: Madam, sie sind sehr gütig, so würde sie ein Quidproquo machen, nicht wahr, Mama?

Die Mutter.

Ja, das ist nicht übel.

Emilia.

Mama, ich möchte gar zu gern das Ende der Historie wissen.

Die

Die Mutter.

Indem sich Daucourt mit seinen Entwürfen beschäfftigte, so gieng auch Sainville, dieß war der Name des Blinden, mit sich selbst zu Rathe. Die Taubheit meines Nachbarn, sagte er, thut mir leid, er wird sein ganzes Leben bey seinem Vater zubringen müssen. Was kann man in der Welt anfangen, wenn man nicht höret?

Emilia.

Vortrefflich! auch dieser sieht den Mangel eines andern, und ich wette darauf, daß er seines eigenen nicht gewahr wird.

Die Mutter.

Das ist wahr. Was mich betrifft, sagte er, so mag ich wohl ein etwas schwaches Gesicht haben, aber dafür bin ich auch lauter Ohr, lauter Aufmerksamkeit gewesen. Ich habe mir Kenntnisse erworben, und besitze ein gutes Gedächtniß. Daucourt ist stolz und hartnäckig; ich bin gelehrig und lasse mir das, was andere wollen, gern gefallen. Dadurch habe ich das Geheimniß gefunden, mich ihrer Augen zu bedienen. Sie sehen für mich, und befreyen mich von der Mühe, mich selbst zu führen und zu regieren. Mit der Hülfe guter Führer werde ich immer zu rechte kommen. Man kann sicher auf den Beystand anderer rechnen, wenn man sich darauf verlassen will.

Nachdem sie so ihren Entwurf gemacht hatten, zögerten sie nicht, ihn auszuführen. Sie verließen das väterliche Haus, und nahmen ein je-

der einen andern Weg. Der Blinde hatte sich mit einem Führer versehen, und der Taube verließ sich auf seine Verdienste.

Emilia.

Ah, lassen sie uns sehen, was aus ihnen werden wird.

Die Mutter.

Den ersten Tag beschuldigte Sainville seinen Führer, daß er den längsten und beschwerlichsten Weg gewählet habe; da er aber des Abends in der Stadt ankam, wo er sich in eine Landkutsche setzen sollte, warf er sich den Mangel des Zutrauens vor, das er in die Menschen setzte, und war ungehalten auf sich selbst, daß er einen Verdacht auf seinen Führer geworfen hatte.

Da er unterweges nichts anders zu thun hatte, als des Morgens in die Kutsche hinein und des Abends wieder aus derselben heraus zu steigen, so wandte er seine Zeit zum Nachdenken über seine damalige Lage an. Der Schluß, den er aus seinen Betrachtungen zog, war, daß es in einem Lande, wo eine gute Polizey sey, leicht wäre, seiner Augen zu entbehren.

Emilia.

Was ist ein Land, wo eine gute Polizey ist?

Die Mutter.

Es ist ein Land, wo jedermann in Ruhe leben kann, und nicht fürchten darf, daß ihm sein Nachbar Schaden zufüge und die Ordnung störe.

Emilia.

Emilia.

Wessen Ordnung?

Die Mutter.

Die gute Ordnung. So nennet man den Frieden und die Ruhe, welche aus der Wachsamkeit und Sorgfalt derjenigen, die regieren, entstehen.

Emilia.

Wie werden wir wohl regiert?

Die Mutter.

Du besinnest dich schon nicht mehr auf das, was wir die vorige Woche von dem Könige und von seinen Staatsbedienten gesagt haben.

Emilia.

Ah ja = = = aber es ist doch etwas dabey, das ich nicht verstehe; Mama, sagen sie mir, ich bitte sie, was haben denn der König und seine Staatsbedienten mit dem zu thun, was wir itzt gesagt haben?

Die Mutter.

Das wirst du gleich sehen. Was haben wir neulich gesagt, daß der König sey?

Emilia.

Der Vater einer großen Familie.

Die Mutter.

Was thut ein Hausvater in seinem Hause?

Emilia.

Er regieret alles.

Die Mutter.

Und indem er alles regieret, schreibt er einem jeden Regeln des Verhaltens vor, und darauf beruhen die Ordnung und die Sicherheit in seinem Hause.

Emilia.

Das ist es also, was man Polizey nennet?

Die Mutter.

Ja, und so sagt man, eine gut oder schlecht polizierte Stadt. In jeder Stadt aber ist eine vom Könige verordnete obrigkeitliche Person, welche Polizeyaufseher heißt, und der es obliegt, für die Sicherheit der Privatpersonen zu wachen, und diejenigen zu strafen, welche dieselbe stören wollten, wie die Diebe, die Räuber, die Lärmmacher, u. s. w.

Emilia.

Ich höre immer von Dieben reden, aber ich weiß nicht, was das ist.

Die Mutter.

Weil du mich nicht darum gefragt hast. Ein Dieb ist ein Mensch, der sich entweder durch Gewalt, oder durch List, dessen, was ihm nicht zugehöret, bemächtiget; und da es nicht erlaubt ist, sich des Eigenthums der andern wie des seinigen zu bedienen, so ist einem jeden Gliede der

Gesell=

Gesellschaft daran gelegen, den Dieben zu entdecken, und wenn er entdecket ist, so wird er gestraft.

Emilia.

Mama, was sagten sie von dem jungen Sainville, ich besinne mich nicht mehr darauf?

Die Mutter.

Ich sagte, daß er vorgab, man könnte in einem wohlpolizierten Lande seiner Augen sehr wohl entbehren.

Emilia.

Aber warum glaubte er das?

Die Mutter.

Gute Augen zu haben, sagte er, würde einem nur desto mehr Mühe machen. Man müßte sie dazu gebrauchen, denjenigen zu dienen, die gleich mir ein schlechtes Gesicht haben, und die in diesem Stücke weit glücklicher sind, als man wohl denket, weil sie ein ganz sorgenloses Leben führen.

Emilia.

Er war also recht faul?

Die Mutter.

Mit diesen Gedanken gieng er eines Tages zu Fuße voraus, und dachte, die Kutsche an dem Orte, wo man zu Mittage essen sollte, wieder zu treffen. Er hatte sich eines Führers versichert; unbesorgt in Ansehung aller Unfälle, gieng er munter fort, hörte den Reden seines Führers

zu,

zu, und beschäfftigte sich mit den angenehmsten Aussichten in die Zukunft. Inzwischen fieng er an zu ermüden, und die Empfindung davon unterbrach seine Zufriedenheit. Bald darauf fand sich sein Führer genöthiget, ihm zu gestehen, daß er diesen Weg noch niemals gemacht hätte, und nicht recht wüßte, wo sie wären. Doch, setzte er hinzu, ich sehe etliche Häuser, wir sind glücklicher, als wir es hoffen durften. Ich zweifle nicht daran, antwortete Sainville, das ist eben der Ort, wo wir hin wollten. Wenigstens, erwiederte der andere, wird man uns da den Weg anzeigen, den wir nehmen müssen.

Da sie in dem Dörfgen ankamen, fand sichs, daß sie mehr als vier Stunden weit von dem Wege abgekommen waren, doch wurden sie dafür von einem alten Manne wohl aufgenommen, und diese Aufnahme beruhigte unsern Blinden. Man war itzt nur darauf bedacht, ein gutes Mittagsmal zu halten, um nachgehends vor der Nacht die Stadt zu erreichen, wo die Kutsche sich verweilen sollte.

Ehe er seine Reise fortsetzte, mußte er einen neuen Führer haben. Sainville dankte dem erstern für seine Mühe und selbst für den Zufall, der sie irre geführt und zu einem so guten Wirthe gebracht hätte. Er besorgte, einen so guten Führer würde er niemals wieder ersetzen können.

Der Sohn des Alten nahm seine Stelle ein. Dieser junge Mensch gab Sainvillen vor allen Dingen seine große Verwunderung über seine Neigung zum Reisen zu erkennen. Darauf gab er ihm manchen sehr guten Rath wegen der Vorsicht, die er gebrauchen, und der Klugheit, womit er

seine

seine Führer wählen müßte. Sainville, dem diese Lehren lange Weile verursachten, bedauerte anfänglich seinen ersten Führer, der ihn von angenehmern Dingen unterhalten hatte; doch, da er sich bald in seinen neuen Gesellschafter schicken lernte, so war er in kurzer Zeit von seiner Moral ganz eingenommen.

Nichts desto weniger kam ihm der Weg lange vor. Er gieng zwar ohne Hinderniß fort; da er aber seit langer Zeit gewohnt gewesen war, Steine anzutreffen und sich daran zu stoßen, so verwunderte er sich über diese Veränderung. Sein Führer, den er darüber befragte, antwortete ihm, daß er nicht den kürzesten, sondern den besten Weg gewählet habe. Wenn man blind ist, sagte er, so kann man niemals weder zu langsam, noch zu sicher gehen; selbst die geschicktesten Führer können sie nicht immer jeden mühsamen Schritt vermeiden lassen; es kömmt also darauf an, daß man den leichtesten und ebensten Weg einschlage. Sainville, dem diese Bemerkungen wohl gefielen, sah nun wohl ein, daß sein erster Führer mit seinen Erzählungen nichts anders als ein unbesonnener Schwätzer gewesen, und daß er an diesem einen weisen und aufrichtigen Freund gefunden habe. Dieß flößte ihm eben soviel Hochachtung als Dankbarkeit gegen ihn ein. Sie kamen unter diesem Gespräche nach der Stadt, wo sie erfuhren, daß die Kutsche schon abgefahren sey. Sie mußten also den Weg zu Fuße fortsetzen, und nachdem sie bis in die Nacht gegangen waren, mußten sie in einem Dorfe liegen bleiben, ohne daß sie die Kutsche hätten einholen können.

Des

Des andern Tages wollte Sainville die Gütigkeit seines Führers nicht mißbrauchen, und nahm einen andern an, der sich eben so geschwinde seine Gunst zu erwerben wußte. Dieser bemerkte sogleich die Großmuth unsers Blinden, und diese Bemerkung vermehrte seinen Diensteifer. Er rühmte sich gegen Sainville der genauen Kenntniß, die er von allen Wegen und von dem Lande hätte. Um ihn angenehm zu unterhalten, beschrieb er ihm alle Oerter, durch welche sie kamen, erzählte ihm aber auch zugleich die Begebenheiten verschiedener Reisenden, die auf diesem Wege wären bestohlen worden.

Sie handeln nicht der Klugheit gemäß, sagte er endlich zu ihm, daß sie ihren Geldbeutel bey sich tragen; das kömmt vielmehr demjenigen von uns beyden zu, der am besten sieht. Werden wir angefallen, so können sie sich nicht vertheidigen; wenn sie aber nichts bey sich haben, so kann ihnen auch kein Unglück begegnen. Was mich betrifft, so kann ich doch zuletzt davon fliehen, ihr Geld retten, und wenn die Gefahr vorbey ist, mich wieder bey ihnen einfinden. Sainville konnte sich nicht enthalten, diese Vorsicht zu bewundern. Ist es möglich, rief er aus, daß meine Führer nicht daran gedacht haben, mich gegen eine so offenbare Gefahr zu schützen, und daß sie mich durch ihre Unvorsichtigkeit dem Unglücke bloß gesetzt haben, alles, was ich habe, zu verlieren! wenn ich meinen Geldbeutel erhalte, so werde ich es gewiß nicht ihnen zu verdanken haben. Er eilte also, ihn dadurch in Sicherheit zu bringen, daß er ihn den Händen seines ganz neuen Freundes übergab, dem er es zugleich

ver=

vertraute, daß er noch zur Vorsicht einen Wechselbrief in dem Futter seiner Weste eingenehet habe.

Sein Führer rühmte seine Klugheit und sagte ihm bald darauf, daß ein ziemlich breiter Bach vor ihnen sey. Wir wollen uns entkleiden, sagte er, so sind wir um so viel leichter. Ich will erst ihre Kleider herüber bringen, und dann will ich wieder kommen und sie selbst herüber tragen. Sainville war voller Dankbarkeit dafür, und zog sich ohne Bedenken aus, aber in eben demselben Augenblicke fand er sich ergriffen und in einen tiefen Fluß geworfen. Der Schrecken vor der Gefahr benahm ihm den Gebrauch seiner Sinne und er kam erst lange hernach wieder zu sich. Er erfuhr, daß er in einer Hütte von Fischern wäre, denen er das Leben und alle Hülfe, wodurch es ihm war erhalten worden, zu verdanken hatte.

Da er ziemlich lange krank war, so hatte er Zeit genug, über die Bosheit der Leute, die gut sehen, nachzudenken. Dieses Nachdenken benahm ihm die Neigung zum Reisen, und da er seine Kräfte wieder erlangt hatte, bat er seinen Vater um Verzeihung seiner doppelten Verblendung, und erhielt dieselbe. Da er so wieder in das väterliche Haus zurück gekommen war, blieb er sein ganzes Lebenlang von drey Wahrheiten überzeugt: erstlich, daß die Wahl eines Führers für einen Blinden zugleich eine sehr schwere und eine sehr wichtige Sache sey; zweytens, daß es besser sey, zu Hause zu bleiben, wenn man eines Führers nicht entbehren könne; und drittens, daß man sich, wenn man einen guten Führer gefunden, niemals von ihm trennen müsse.

Emilia.

Emilia.

Ist dieß alles, Mama?

Die Mutter.

Dieß ist die ganze Geschichte von Sainville.

Emilia.

Und Daucourt?

Die Mutter.

Wir wollen hernach von ihm reden. Laß erst sehen, was du von diesem denkest.

Emilia.

Ich denke, daß er Recht hat.

Die Mutter.

Wer?

Emilia.

Sainville.

Die Mutter.

Und worinn?

Emilia.

Nu, darinnen, daß er zuletzt sagt, wenn man einen guten Führer gefunden habe, müsse man ihn behalten.

Die Mutter.

Bist du recht davon überzeugt?

Emilia.

Ja, Mama.

Die Mutter.

Du würdest also nicht dem ersten dem besten dein Zutrauen schenken?

Emilia.

Nein, gewiß nicht. Aber ich werde es nicht wie Sainville machen, ich, ich werde nicht ganz alleine auf Reisen gehen.

Die Mutter.

Hat man des guten Raths anderer nur zum Reisen nöthig?

Emilia.

Ich weiß eben nicht = = = doch glaube ich = = = Ach Mama, ich weiß nicht, was ich sagen will.

Die Mutter.

Wozu meynest du wohl, daß ein guter Rath diene?

Emilia.

Ich denke, um sich wohl aufzuführen, um keine Fehler zu begehen, und denn auch das zu lernen, was man nicht weiß.

Die Mutter.

Du siehst also wohl, daß man eben nicht zu reisen braucht, um guten Rathes nöthig zu haben. Jedermann bedarf desselben, aber nicht jedermann ist im Stande, solchen andern zu geben. Man muß sein Zutrauen nur denjenigen schenken, die man wohl kennet, und die durch ihr Verhal-

ten bewiesen haben, daß sie uns keinen bösen Rath geben werden.

Emilia.

Ja, das verstehe ich wohl. Zum Exempel, Mama, ich soll mein Zutrauen niemanden schenken als ihnen, weil ich sicher bin, daß sie mich nicht betriegen werden, und weil sie so geduldig, so geduldig sind, = = = doch, Mama, es fällt mir eben ein, was ist aus dem jungen Daucourt geworden?

Die Mutter.

Das will ich dir nun sagen. Er reiste, wie du weißt, alleine. Er hatte sich mit einem Pferde versehen, und damit seinen Weg angetreten. Die erste Tagereise war ganz glücklich. Er kam des Abends in einem Flecken an, und stieg vor einem Wirthshause ab, um da die Nacht zuzubringen. Vergeblich fragte man ihn, was er haben wollte. Daucourt war kein Freund von fragen.

Emilia.

Ich glaube es wohl, er war ja taub, er hörte sie nicht.

Die Mutter.

Um sie zu vermeiden, gab er vor allen Dingen zu verstehen, daß er ruhig seyn wollte. Nachdem er also zu Nacht gegessen hatte, ließ er jedermann von sich, und da er mehr als jemals vorher von seinen großen Entwürfen eingenommen war, fieng er an darüber nachzusinnen und gieng späte zu Bette. Da merkte er aber erst, daß er sein Gepäcke nöthig hätte.

Emilia.

Emilia.

Und was brauchte er es, da er zu Bette gieng?

Die Mutter.

Er brauchte doch wenigstens seine Nachtmütze.

Emilia.

Wo war sie denn?

Die Mutter.

In seinem Mantelsacke. Und da er auf die Frage, ob er nichts nöthig hätte, nichts geantwortet hatte, so war derselbe auf seinem Pferde liegen geblieben.

Emilia.

Ah, das war klug! Und was fieng er nun an?

Die Mutter.

Da jedermann im Hause eingeschlafen war, mußte er selbst heruntergehen, um das, was er brauchte, aus dem Mantelsacke zu nehmen. Das Geräusche, das er machte, weckte die Knechte. Und da diese auf ihre Fragen keine Antwort erhielten, glaubten sie, es mit einem Diebe zu thun zu haben, und behandelten ihn als einen solchen. Daucourt, der ganz zerschlagen war, errieth endlich, obgleich nicht ohne viele Mühe, die Ursachen einer so sonderbaren Begegnung.

Emilia.

Wie, sie schlugen ihn?

Die Mutter.

Ja, freylich. Die Knechte sahen ihn den Mantelsack abbinden, der einem in ihrem Hause wohnenden Fremden zugehörte; sie hielten ihn also für einen Dieb und schlugen ihn.

Emilia.

Da sie ihn aber erkannten, war es ihnen gewiß sehr leid?

Die Mutter.

Ja, aber die Schläge hatte er weg, und man spottete seiner.

Emilia.

Und was that Daucourt?

Die Mutter.

Des andern Morgens begab er sich ziemlich verdrießlich auf den Weg, ohne jedoch weniger günstig von seinem Scharfsinne und von seiner Klugheit zu urtheilen.

Emilia.

O ich wette darauf, es wird ihm noch ein Unglück begegnen. Und das wird ihm ganz recht seyn, weil er sich nicht bessert, nicht wahr, Mama?

Die Mutter.

Der Zufall war ihm etliche Tage ziemlich günstig. Er machte nur sehr wenige alberne Streiche. Er fragte viel, errieth die Antworten ziemlich gut, und der Erfolg davon beredete ihn mehr

als

als einmal, daß er eben so gut als ein anderer hörete. Allein dieses Glück währete nicht lange. Am vierten Tage seiner Reise sagten ihm die Einwohner einiger entlegenen kleinen Dörfer, daß er sich verirret habe, und gaben ihm den Rath, sich geschwinde wieder auf die Landstraße zu begeben, um sich den Straßenräubern zu entziehen, mit welchen ihre Gegend angefüllt wäre. Daucourt hielt nach seiner Gewohnheit diese Warnung für ein Compliment, freuete sich über seine Gabe, alles zu errathen, und setzte seinen Weg mit mehr Zuversicht fort, als jemals vorher.

Emilia.

O der wunderliche Mensch, der eine Warnung für ein Compliment hält! = = = Mama, ich bin müde. Ist es ihnen gefällig, daß wir uns niedersetzen?

Die Mutter.

Ich bins zufrieden. = = = Bald darauf wurde er überfallen. Kein Tauber ist so taub, daß er nicht die Sprache der Diebe verstünde = =

Emilia.

Wie? wie reden sie denn?

Die Mutter.

Sie reden nicht viel; sie durchsuchen ohne Umstände die Taschen. Daucourt wurde geplündert. Dieser Unfall schmerzte ihn. Doch faßte er wieder Muth, und da er sich auf seine Verdienste verließ, beredete er sich, wenn er nur einmal zu Paris angekommen wäre, so könnte

ihm sein Glück nicht fehlen. Diese Elenden, sagte er zu sich selbst, setzen mich zwar zurücke, zu Fuße kann ich freylich so geschwinde nicht fortkommen; doch kömmt es nur darauf an, daß ich Paris erreiche. Dort kennet man den Werth der Talente, und das soll mir genug seyn.

Indem er sich so tröstete, langte er in einer kleinen Stadt an, wo er zu übernachten willens war. Das erste, was er that, war, daß er sich an einen Wucherer wandte.

Emilia.

Was ist ein Wucherer?

Die Mutter.

Es ist ein Mensch, der denjenigen, die Geld brauchen, solches mit der Bedingung leiht, daß sie ihm doppelt so viel wieder geben, als er ihnen geliehen hat.

Emilia.

Giebt es denn solche Leute? sie müssen wohl sehr reich seyn?

Die Mutter.

Sie werden es durch dieses Mittel, ungefehr eben so, wie die Diebe, wenn sie gute Beute gemacht haben.

Emilia.

Ja, aber wenn man die Diebe bekömmt, so werden sie gestraft, weil es nicht erlaubt ist, zu stehlen. Sie haben mir das selbst gesagt, Mama!

Die

Die Mutter.

Der Wucher ist eben so wenig erlaubt als der Diebstahl. Doch davon ein andermal. Itzt wollen wir in unsrer Geschichte fortfahren. Daucourt machte diesem Wucherer eine rührende Erzählung von seinem Unfalle, und that ihm den Vorschlag, ihm auf Rechnung des Glücks, das er in Paris zu machen hoffte, Geld vorzuschießen. Der Wucherer merkte seine Taubheit und Dummheit eben so geschwinde und noch geschwinder, als seinen Geldmangel, und war kein Anfänger in seiner Kunst. Er ließ ihn eine schriftliche Versicherung über den Empfang des Geldes, das er ihm leihen würde, von sich stellen, nahm dieses Billet mit sich, und versprach ihm, daß er bald wieder von ihm hören sollte. Und in der That währete es kaum eine Stunde, so wurde Daucourt angehalten und ins Gefängniß geführt. Seine Verwunderung war so groß als sein Zorn, und wenn er die Ursache seines Unglücks nicht erfuhr, so war nicht der Mangel des Fragens, sondern das Schuld daran, daß er die Antworten auf seine Fragen nicht hörte. Zuletzt erfuhr er durch ein gerichtliches Verhör, daß er verurtheilet sey, auf die von sich gestellte Verschreibung funfzig Pistolen zu bezahlen, die er nicht empfangen hatte. Bey eben dieser Gelegenheit sagte man ihm auch, daß er taub sey, allein er wollte niemals weder seine Schuld noch seine Taubheit gestehen.

Da er nun in einem ziemlich unangenehmen Gefängnisse seinen Gedanken überlassen war, fieng er an, sich über sein Schicksal zu beklagen, und dachte vornehmlich über die Einrichtungen und

Verordnungen nach, die man machen sollte, um die Reisenden gegen die groben Begegnungen der Knechte, die Anfälle der Diebe und die Schelmereyen der Wucherer zu schützen; drey Arten von Menschen, denen er alle Unglücksfälle in der Welt zuschrieb.

Inzwischen machte er sich doch mit der Vorstellung, daß er wohl ein wenig taub seyn könnte, nach und nach bekannter. Je öfter er darüber nachdachte, (und zum Nachdenken hat man im Gefängnisse Muße genug,) desto mehr wurde er in dieser Vermuthung bestärket. Er konnte es nicht vor sich selbst verbergen, daß er fast alle Unglücksfälle, die ihn getroffen hatten, würde vermieden haben, wenn er sich hätte für taub halten, und solches gestehen wollen. Er dachte auch, daß junge Leute, um zu wissen, ob ihre Entwürfe gut seyn oder nicht, eben nicht übel thäten, sich an solche Personen zu wenden, die aus Erfahrung davon zu urtheilen im Stande wären. Er machte sich insbesondere Vorwürfe darüber, daß er es gewagt habe, eine gewisse Rolle in der Welt zu spielen, ohne einen Vater zu Rathe zu ziehen, von dessen Gütigkeit er so viele Beweise empfangen hätte. Er entschloß sich endlich, ihn von seinem Unglücke und von seinen Fehlern zu unterrichten. Dieser Vater war voller Nachsicht. Er vergaß die Ausschweifungen seines Sohnes, so bald er hörte, daß derselbe unglücklich sey und seine Fehltritte bereue. Er verzieh ihm. Daucourt erhielt die Erlaubniß, wieder zu ihm zu kommen, wo er gegenwärtig ein ruhiges Leben führet, und völlig davon überzeugt ist, daß man Ohren haben muß, um zu hören,

und daß man guten Rath nöthig hat, wenn man in einer Welt, die man nicht kennet, fortkommen will.

Emilia.

Es hat recht viel dazu gehört, ihn zu lehren, daß er taub sey!

Die Mutter.

Woher meynest du wohl, daß die Unglücksfälle, die ihn getroffen haben, entstanden sind?

Emilia.

Mama, ich glaube daher, weil er eine zu gute Meynung von sich hatte = = = Doch, ich denke noch eins, wenn man eigensinnig ist, ist das nicht eben so viel, als ob man taub wäre?

Die Mutter.

Allerdings. Wenn du eigensinnig bist, so folgest du nur deinen Vorstellungen, und glaubest, alles schon zu wissen, was man dir sagen will. Du hältst dich für weiser und geschickter als diejenigen, die mit dir reden.

Emilia.

Das ist wahr. Und dann, wenn ich sehe, daß ich Unrecht habe, will ich es nicht zugeben. O ich will mich bessern, es soll nicht heißen, daß ich dem jungen Daucourt ähnlich sey.

Die Mutter.

Emilia, wenn du ausgeruhet hast, so wollen wir wieder zurück gehen.

Emilia.

Wie es ihnen gefällig ist, Mama = = = Mama, ich glaube, daß mir Daucourt lieber ist, als Sainville.

Die Mutter.

Und warum das?

Emilia.

Er ist gar zu drollicht, und dann = = = Doch haben sie beyde Unrecht = = = Ich weiß nicht, aber er ist mir lieber.

Die Mutter.

Sollte es nicht deßwegen seyn, weil er einige Aehnlichkeit mit dir hat?

Emilia.

Nu, das könnte wohl seyn = = = Aber er hat sich gebessert, und ich will mich auch bessern = = = Mama, wir haben genug gesprochen, wenn sie es mir erlauben, will ich ein wenig laufen.

Die Mutter.

Ich bins zufrieden; aber laufe in diesem Gange, und verliere mich nicht aus dem Gesichte.

Neunte

Neunte Unterredung.

Emilia.

Mama!

Die Mutter.

Was willst du, Emilia?

Emilia.

Ach, = = = sie schreiben = = = es ist mir leid.

Die Mutter.

Warum?

Emilia.

Aber an wen schreiben sie denn?

Die Mutter.

An jemanden, mit dem ich zu thun habe, und den du nicht kennest.

Emilia.

Und was melden sie ihm?

Die Mutter.

Was geht das dich an?

Emilia.

Nichts, ich möchte es nur wissen.

Die Mutter.

Du siehst wohl, daß deine Neugierde unbescheiden und ungegründet ist.

Emilia.

Wie so, Mama?

Die Mutter.

Höre mir zu! Wenn du dich ganz leise von Dingen, die dich betreffen, mit mir unterredetest; und eine deiner kleinen Freundinnen, deiner Gespielinnen käme, dich zu unterbrechen und zu fragen, wovon wir mit einander redeten, was würdest du dazu sagen?

Emilia.

Ich würde sagen, daß sie sehr neugierig sey, und daß sie das nichts angehe.

Die Mutter.

Du glaubest also, daß sie einen Fehler gegen die Höflichkeit und Bescheidenheit begehen würde?

Emilia.

Ja, Mama.

Die Mutter.

Gut, du hast also eben denselben, und einen noch weit größern Fehler gegen mich begangen, denn du bist mir mehr Achtung schuldig, als deine kleine Freundinn dir schuldig ist.

Emilia.

Aber, Mama, sie redeten ja nicht leise, sie schrieben?

Die Mutter.

Schreiben heißt sich mit Abwesenden unterreden. Dieß ist das einzige Mittel, das wir haben, ihnen unsere Gedanken mitzutheilen, wir trauen alsdann unsere Geheimnisse dem Papier an; und eben darum ist alles, was geschrieben ist, für heilig zu halten. Man darf sich eben so wenig erlauben, Schriften, die man wo liegen sieht, und die nicht an uns gerichtet sind, zu lesen, als zwo Personen, die leise mit einander reden, zu behorchen.

Emilia.

Es ist also sehr unrecht, jemanden zu behorchen? ich habe es nicht gewußt.

Die Mutter.

Du konntest dirs doch leicht vorstellen, weil du es übel nähmest, wenn dich deine Gespielinnen behorchten, wenn du mit mir redest?

Emilia.

Ja, und man muß gegen andere das thun, was wir wollen, daß sie gegen uns thun sollen. Das weiß ich wohl.

Die Mutter.

Behalte es also wohl, daß es der Rechtschaffenheit, der Treue, allen Gesetzen der Ehre und des gesellschaftlichen Lebens zuwider ist, ein Papier,

pier, das einem andern zugeschrieben ist, zu lesen, und dem zuzuhören, was man in der Absicht sagt, um nicht von andern gehört zu werden.

Emilia.

Ich lerne alle Tage etwas neues.

Die Mutter.

Aber du bist doch nicht in der Absicht hieher gekommen, um zu erfahren, an wen ich schreibe?

Emilia.

O nein; es ist mir recht leid, diese einfältige Frage gethan zu haben. Ich verspreche es ihnen, Mama, ich will nicht mehr neugierig seyn, in Ansehung dessen, was mich nichts angeht. Aber ich glaube, daß wir uns sehr lange, sehr lange über das, was ich zu sagen habe, unterreden werden, und wenn ihr Brief bald abgehen soll, Mama = = =

Die Mutter.

Nein, es hat noch Zeit. Warte hier auf mich, ich will gleich wieder kommen.

Emilia.

Sie wollen also ihre Schriften verschließen, Mama? Aber, sie werden doch nicht lange machen?

Die Mutter.

Nein.

Emilia.

Emilia.

Gut, ich will mich unterdessen auf alles, was ich zu sagen habe, besinnen = = =

Die Mutter.

Nun wohlan, nimm deine Arbeit zur Hand, und sage mir, was du zu sagen hast.

Emilia.

Mama, ich habe lauter verworrene Gedanken; es ist alles in meinem Kopfe untereinander.

Die Mutter.

Nu, so muß man suchen, es auseinander zu lesen, und wieder in Ordnung zu bringen. Was ist es denn?

Emilia.

Zum Exempel, daß sie mir gesagt haben, Mama, ich müßte ein völliges Zutrauen in sie setzen.

Die Mutter.

Das habe ich dir niemals gesagt.

Emilia.

Wie?

Die Mutter.

Ich habe dir aus deiner eignen Erfahrung bewiesen, daß du dich allezeit wohl dabey befunden, ein völliges Zutrauen in mich zu setzen. Ich habe dir mehr als einmal und immer aus deiner Erfahrung gezeigt, daß du dir selbst Schaden gethan,

than, wenn du mir dieses oder jenes verheelet hast. Allein ich habe dir die Freyheit gelassen, es selbst zu beurtheilen, was dir zuträglicher sey, Zurückhaltung oder ein völliges Zutrauen, und du bist so vernünftig gewesen, es einzusehen, daß du mir ein solches Zutrauen schuldig seyst. Aber niemals habe ich zu dir gesagt, du mußt es mir geben.

Emilia.

Aber das ist ja eben dasselbe.

Die Mutter.

Ganz und gar nicht. Denn sobald du dich nicht wohl dabey befinden wirst, ein völliges Zutrauen gegen mich zu haben, so wird es bloß auf dich ankommen, mir dasselbe zu entziehen, dahingegen, wenn ich dir gesagt hätte, du mußt mir dein Zutrauen schenken, solches ein Befehl wäre, und es nicht bey dir stünde, mir dasselbe zu entziehen.

Emilia.

Das ist wahr.

Die Mutter.

Lerne im Vorbeygehen aus diesem kleinen Exempel, wie wichtig es ist, die Bedeutung der Wörter und Ausdrücke, deren man sich im Umgange bedient, wohl zu verstehen, und wie leicht es sonst geschehen kann, daß wir, indem wir von einer Sache zu reden scheinen, doch an ganz verschiedene Sachen denken.

Emilia.

Ich wette darauf, daß es eben daher kömmt, daß sich meine Gedanken so verwirren?

Die Mutter.

Das könnte wohl seyn. Aber es ist nicht meine Schuld, denn ich habe es dir oft genug empfohlen, kein Wort vorbey gehen zu lassen, ohne mich zu fragen, was es bedeute.

Emilia.

Das ist wahr; aber ich weiß sie doch fast alle = = = =

Die Mutter.

Da ist schon wieder ein Ausdruck, der nicht richtig ist. Du willst sagen, daß du fast die Bedeutung aller Wörter verstehest, und das ist es doch nicht, was du sagest, denn man kann ein Wort, einen Ausdruck wissen, ohne seine ganze Bedeutung zu verstehen. Doch, davon wollen wir abbrechen. Du sagst also?

Emilia.

Ich wollte erst sagen, Mama, daß ich ein völliges Zutrauen zu ihnen habe, daß ich ihnen alles, ja alles, alles gesagt habe, und ich habe bemerkt = = =

Die Mutter.

Nu? = = = Was hast du denn bemerkt?

Emilia.

Ich habe etwas bemerkt.

Die Mutter.

Und das ist?

Emilia.

Ich darf es nicht sagen.

Die Mutter.

Du hast also kein völliges Zutrauen gegen mich?

Emilia.

O ja, verzeihen sie mir; aber ich = = = doch, ich will es wagen, ich will es ihnen sagen.

Die Mutter.

Das, was du mir zu sagen hast, ist also sehr demüthigend, sehr beschämend?

Emilia.

O nein, Mama, ganz und gar nicht!

Die Mutter.

Und doch giebt es keine andre Art von Geständnissen, die uns zu thun schwer fallen könnten.

Emilia.

Ah, Mama, denken sie das ja nicht, ich will es ihnen geschwinde sagen; ich habe nämlich bemerkt, daß sie mir nicht alles sagten.

Die Mutter.

Und was habe ich dir denn nicht gesagt?

Emilia.

Emilia.

Nu, ich weiß nicht = = = =

Die Mutter.

Aber erkläre dich doch, hast du denn Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß ich dir etwas, was dich angienge, verheelet habe?

Emilia.

Nein, Mama.

Die Mutter.

Also habe ich dir etwa aus solchen Dingen, die dich nicht angehen, ein Geheimniß gemacht?

Emilia.

Ja, Mama, wenn sie mit Personen, die zu ihren Freunden gehören, ganz leise reden, wenn sie Briefe empfangen, und andere dergleichen Dinge mehr.

Die Mutter.

Und du glaubest also, daß es mir an Zutrauen zu dir fehlet?

Emilia.

Ja, Mama.

Die Mutter.

O so muß ich dich darüber beruhigen, und dir zeigen, daß ich so viel Zutrauen zu dir habe, als ich nach deinem Alter haben kann. Worinn besteht also das Zutrauen, denn wir müssen erst

immer wegen der Bedeutung der Wörter eins seyn, wenn wir einander verstehen wollen. Antworte mir.

Emilia.

Es besteht darinn, daß man jemanden alles sagt und nichts vor ihm verborgen hält.

Die Mutter.

Und was bestimmt uns, unser Zutrauen mehr in diese als in eine andere Person zu setzen?

Emilia.

Ich verstehe das nicht recht.

Die Mutter.

Was giebt dir zum Exempel Zutrauen zu mir, was macht es, daß du mir alles sagest, was du denkest und was du thust?

Emilia.

Das kömmt daher, daß ich sie liebe, Mama.

Die Mutter.

Das ist nicht hinlänglich, meine Tochter. Du liebest auch deine Brüder, du liebest deine kleinen Gespielinnen, und doch sagst du ihnen nicht alles, was du denkest, und du thust recht daran. Warum hast du denn mehr Zutrauen zu mir als zu ihnen?

Emilia.

Weil sie mich niemals betrogen haben, Mama, und weil ich sicher bin, daß sie das, was ich ihnen sage, niemanden wieder sagen werden.

Die

Die Mutter.

Du glaubest also, daß man nothwendig verschwiegen und vorsichtig seyn muß, um jemanden Zutrauen einzuflößen?

Emilia.

Ganz gewiß, Mama.

Die Mutter.

Wenn ich das, was du mir sagest, andern vertraute, so würde ich dein Zutrauen verlieren, du würdest keines mehr zu mir haben.

Emilia.

Ich glaube selbst, daß ich keines mehr haben könnte.

Die Mutter.

Gut, du mußt es also ganz natürlich finden, daß ich nicht von den Angelegenheiten andrer mit dir rede, weil ich auch nicht von den deinigen mit ihnen rede.

Emilia.

Ja, aber ich möchte gern alles wissen.

Die Mutter.

Wozu das? Man muß so zurückhaltend seyn, in Ansehung dessen was uns nicht angeht, und so sorgfältig, nicht von anderer Angelegenheiten zu reden, um ihnen nicht, ohne es zu wissen, dadurch, daß man sich ohne Noth darein menget, zu schaden, daß man viel glücklicher ist, gar nichts davon zu wissen.

 Emilia.

Emilia.

Ja, aber das unterhält und belustiget doch.

Die Mutter.

Das belustiget müßige Leute, wie die Kinder und die Unwissenden. Und auch nur solche Leute sind neugierig, sie sind plauderhaft, sagen alles wieder, und sind deßwegen gefährlich.

Emilia.

Und denket und urtheilet man auch so von ihnen in der Welt?

Die Mutter.

Allerdings, man fürchtet, man flieht sie.

Emilia.

Das muß ich mir auch merken. Aber, Mama, was sie und ihre Geschäffte betrifft, warum sagen sie mir das nicht?

Die Mutter.

Weil du noch zu jung bist, um dieses alles zu verstehen, weil man in deinem Alter leichtsinnig, unbedachtsam und nicht verschwiegen genug ist, und weil du mein Zutrauen erst verdienen mußt, ehe ich es dir schenken kann, so wie ich das deinige verdienet habe.

Emilia.

Ah Mama, ich verspreche ihnen, daß ich von allem, was sie mir sagen werden, nichts wieder sagen will.

Die

Die Mutter.

Soll ich mich darauf verlassen, so mußt du vor allen Dingen aufhören, neugierig zu seyn, und dann will ich deine Verschwiegenheit durch Geheimnisse auf die Probe setzen, die deinen Kenntnissen angemessen sind. Je weiter du darinnen kommen wirst, desto lieber werde ich dir alles sagen, was dir zu wissen nützlich seyn kann, aber niemals das, was bloß andere angeht.

Emilia.

Aber ich, Mama, soll ich ihnen das, was andere angeht, sagen?

Die Mutter.

Da dich in deinem Alter niemand zur Vertrauten seiner Geheimnisse wählen wird, so kannst du mir alles sagen, ohne gegen die Klugheit zu verstoßen, und bloß dadurch, daß du mir alles sagest, wirst du lernen, was man andern sagen und was man ihnen verschweigen muß.

Emilia.

Aber wenn man mich bäte, ihnen etwas nicht zu sagen, wie dann?

Die Mutter.

Du mußt dich nicht zur Vertrauten solcher Geheimnisse machen lassen, bis du mit der Zeit diejenigen, die du heilig bewahren mußt, von denjenigen unterscheiden lernest, die du mir zu sagen Ursache hast.

Emilia.

Aber kann ich denn andere verhindern zu reden?

Die Mutter.

Nein, aber du kannst sie verhindern, dir etwas unter der Bedingung der Verschwiegenheit zu entdecken, und ihnen, wenn sie solches von dir verlangen, gerade zu sagen; sagen sie es mir ja nicht, wenn sie nicht wollen, daß es die Mama wissen soll, denn ich verheele ihr nichts.

Emilia.

So wird man aber sagen, daß ich nichts verschweigen kann.

Die Mutter.

Im Gegentheil, du hast alsdann die Verschwiegenheit nicht versprochen, und die Sache, wovon die Rede war, nicht wissen wollen. Man wird also sagen, daß du vorsichtig und redlich bist.

Emilia.

Das ist schön vorsichtig und redlich zu seyn, nicht wahr, Mama?

Die Mutter.

Ja, das sind zwo schöne Eigenschaften. Aber ich möchte wohl wissen, warum es dir so schwer ankam, mir zu sagen, daß ich kein Zutrauen zu dir habe.

Emilia.

Mama, ich weiß nicht, ich fürchtete, es wäre nicht recht, ihnen das zu sagen.

Die

Die Mutter.

Und wenn es unrecht gewesen wäre, beurtheile ich dich nicht allezeit nach deiner Absicht?

Emilia.

Das ist wahr, Mama.

Die Mutter.

Du siehst also wohl, daß das eine falsche Schaam ist, und eine falsche Schaam zieht immer unangenehme Folgen nach sich.

Emilia.

Welche denn?

Die Mutter.

Die zum Exempel, daß du immer in den Gedanken gestanden hättest, daß ich ein Zutrauen von dir forderte, welches ich gegen dich nicht hätte.

Emilia.

Ja, und dann daß ich das, was sie mir von der Neugierde und von der Verschwiegenheit gesagt haben, nicht gelernt hätte, welches mir doch zu wissen recht lieb ist. Aber Mama, wenn sie mir doch ein ihre Geschäffte betreffendes Geheimniß sagten, so versichere ich sie, daß ich es treulich bewahren würde.

Die Mutter.

Ein meine Geschäffte betreffendes Geheimniß? Du glaubest also, daß du das, was ich dir

davon sagen könnte, sehr wohl zu begreifen im Stande wärest, nicht wahr?

Emilia.

Nu, ich dächte ja.

Die Mutter.

Wohlan, wir wollen es sehen.

Emilia.

Ist es eine Sache, die man verschweigen muß?

Die Mutter.

So schlechterdings nicht, aber da es weder höflich noch vorsichtig ist, andere von seinen Geschäfften zu unterhalten, so ist es vergeblich, davon zu reden.

Emilia.

O ich verspreche es ihnen, Mama, ich will nicht davon reden. Ist es das, wovon sie gestern Abend mit meinem Papa sprachen, da sie mir sagten, ich sollte sie nicht in ihren Unterredungen mit ihm stören?

Die Mutter.

Ja, aber du mußt mich nicht unterbrechen.

Emilia.

Nein, Mama, ich verspreche es ihnen.

Die Mutter.

Dein Papa hatte im vorigen Jahre die Verpachtung seiner Güter, davon die Pachtzeit bald um

um war, anschlagen lassen. Es meldeten sich verschiedene Pachter, da man aber Erkundigungen einziehen mußte, um zu erfahren, ob sie solvabel wären, so gab dieses dem Pachtmanne, der abgehen sollte, Zeit, sich zu bedenken. Verstehst du das wohl?

Emilia.

Ich verstehe nicht alle diese Wörter, aber ich habe sie nicht unterbrechen dürfen. Was ist doch ein Pachter, ein Pachtmann, und dann sol = = = sol = = = wie sagten sie, Mama?

Die Mutter.

Ich habe lauter Dinge gesagt, mein Kind, die du unmöglich verstehen kannst; aber davon bist du sehr wohl im Stande, selbst zu urtheilen, weil du es täglich siehst, daß es einer Mutter sehr lieb seyn würde, ihrer Tochter ihr ganzes Zutrauen zu schenken, und daß sie, um es zu thun, nur die gehörige Zeit abwartet.

Emilia.

Wie, die Zeit?

Die Mutter.

Ich meyne, daß die Zeit, das Alter, der Unterricht, ihre Tochter in den Stand gesetzt haben, die verschiedenen Dinge, die sie ihr anvertrauen möchte, zu begreifen. Sie wartet darauf, daß sie durch Ueberlegung und Klugheit von der Wichtigkeit dessen, was man ihr anvertrauet, urtheilen lerne. Kurz, sie möchte sie gern bald gebildet und erzogen sehen. Allein, es gehöret

zu allem Zeit, und um diesen Zeitpunkt soviel möglich, zu beschleunigen, treibe ich dich an, dir den Unterricht, den man dir giebt, wohl zu Nutze zu machen. Dieß ist die Absicht, in welcher wir uns mit einander unterreden. Nun, was machest du aus allem, was ich dir itzt gesagt habe, für einen Schluß?

Emilia.

Ich schließe daraus, daß wenn sie etwas vor mir verbergen, mir solches nicht gesagt werden muß, und ich werde nicht mehr die Neugierde haben, das zu wissen, was mich nicht angeht. Das ists, was ich daraus schließe, und denn auch noch, daß ich nun, so viel in meinem Vermögen steht, recht fleißig seyn und mir die Erinnerungen zu Nutze machen will, die sie so gütig sind mir zu geben.

Die Mutter.

Du wirst also nicht mehr glauben, daß man nicht Zutrauen genug zu dir habe.

Emilia.

Nein, Mama.

Die Mutter.

Dieses Mißtrauen beleidiget und betrübet diejenigen, gegen welche man mißtrauisch ist, und es ist ein garstiger Fehler um das Mißtrauen; aber es giebt noch ganz andere Dinge, die du dir zu sagen den Muth haben mußt, weil sie wahr sind, und weil man sich immer die Wahrheit sagen muß.

Emilia.

Emilia.

Was denn, Mama?

Die Mutter.

Daß du noch keine einzige von den erforderlichen Eigenschaften hast, die dich des Zutrauens anderer fähig machten, und daß du also kein Recht hast, es zu fordern, oder dich darüber zu beschweren, wenn man es nicht gegen dich hat.

Emilia.

Und warum denn, Mama, was muß man thun, um diese Eigenschaften zu haben?

Die Mutter.

Man muß größer seyn als du bist, und das hängt nicht von dir ab. Dein Alter hat seine Annehmlichkeiten und auch seine Unbequemlichkeiten. Und indem du größer und älter wirst, mußt du alle deine kleinen Unarten und Fehler ablegen, und dir gründliche Tugenden erwerben, dann wirst du zur Freundschaft und zum Zutrauen anderer berechtiget seyn.

Emilia.

Ja, ja; dann werden sie auch Zutrauen zu mir haben, nicht wahr, Mama?

Die Mutter.

Wenn du mir welches einzuflößen weißt; denn das Zutrauen ist eine freye Sache und läßt sich nicht erzwingen, du mußt selbst gestehen, daß ich dir niemals befohlen habe, Zutrauen zu mir zu haben.

Emilia.

Emilia.

Nein, Mama.

Die Mutter.

Was hat dir denn solches gegen mich beygebracht?

Emilia.

Nu, ich habe gesehen, daß ich wohl daran thun würde.

Die Mutter.

Und wie hast du das gesehen?

Emilia.

Mama, ich habe die Ehre gehabt, es ihnen zu sagen.

Die Mutter.

Ja, aber es ist nöthig, daß wir dieselben Sachen oft wiederholen.

Emilia.

Ich habe gesehen, daß sie allezeit die Wahrheit redeten, daß sie das, was ich ihnen gesagt hatte, niemals wieder sagten, und dann kündigen sie mir immer zum voraus an, was mir begegnen wird.

Die Mutter.

Die Vorsicht, die Wahrhaftigkeit und die Verschwiegenheit sind also nöthige Tugenden, um jemanden Zutrauen einzuflößen.

Emilia.

Emilia.

Ich glaube ja.

Die Mutter.

Glaubest du sie zu haben, diese Tugenden?

Emilia.

O nein, noch nicht; aber ich will sie schlechterdings haben.

Die Mutter.

Dieser edle Eifer gefällt mir.

Emilia.

Mama, wenn ich sie haben werde, so werden sie Zutrauen zu mir haben, sie haben es mir gesagt, nicht wahr?

Die Mutter.

Ja, ich verspreche es dir. Ist nun das alles, was deine Gedanken so in Verwirrung brachte?

Emilia.

O Mama, es ist noch etwas ganz anders, aber das ist sehr schwer zu sagen, ich weiß nicht, wo ich es angreifen soll.

Die Mutter.

Versuche es immer.

Emilia.

Mama, sie haben mir gesagt, man würde keine gute Meynung von mir haben, wenn ich unwissend bliebe.

Die Mutter.

Das ist wahr.

Emilia.

Darum habe ich eben so geschwinde, so geschwinde gemacht, um lesen und schreiben zu lernen.

Die Mutter.

Ey, so gar geschwinde hast du es doch nicht gemacht!

Emilia.

Nu, doch ein wenig geschwinde, und itzt, itzt eile ich, die biblische Geschichte, die Geographie, kurz, alles zu lernen.

Die Mutter.

Ja, du hast schon drey Lectionen darüber angehört. = = = Nu, du sagst ja kein Wort mehr?

Emilia.

Nu, Mama, ich bin ganz verwundert.

Die Mutter.

Worüber denn?

Emilia.

Ey, Mama, sie haben immer die Gütigkeit, mich aufzumuntern, und nun scheint es, daß sie nicht zufrieden seyn.

Die Mutter.

Um Vergebung, aber du fiengest an, so viel Aufhebens von der Geschwindigkeit zu machen,

womit

womit du so etwas weniges gelernt hast, daß ich dich habe wollen zurückbringen, und dich deine Verdienste richtiger schätzen lehren.

Emilia.

Aber, Mama, ich kann doch gut lesen und schreiben.

Die Mutter.

Du kannst sehr gut lesen, das gebe ich zu, aber schreiben kannst du noch nicht; du fängst an, deine Buchstaben gehörig auszubilden, und das ist doch des Prahlens nicht werth.

Emilia.

Aber warum denn, Mama?

Die Mutter.

Wenn Fräulein Louise, oder eine andere deiner kleinen Gespielinnen damit prahlte, daß sie in sehr kurzer Zeit gelernt hätte, ihre Handschuhe und ihre Strümpfe und Schuhe ganz alleine und recht gut an- und auszuziehen, was würdest du von ihr denken?

Emilia.

O, darüber würde ich recht sehr lachen, denn das kann jedermann, denke ich.

Die Mutter.

Gut, man hat aber eben so wenig Ursache, damit zu prahlen, daß man lesen und schreiben, als daß man sich Strümpfe und Schuhe ganz alleine an- und ausziehen kann; man darf in je-

nem eben so wenig unwissend seyn als in diesem, weil beydes gleich nothwendig ist.

Emilia.

Aber lesen lernen ist doch viel schwerer.

Die Mutter.

Das gebe ich zu, allein das ist eine Schwierigkeit, die jedermann erfahren und die jedermann, einer wie der andere, überwunden hat. Niemand ist noch an dieser Mühe gestorben, und also weiß man, daß sie nicht groß ist.

Emilia.

Ich habe doch viel Arbeit gehabt, um fertig lesen zu lernen.

Die Mutter.

Das kann dir beweisen, daß du eben kein Wunder der Natur bist, wie du vorhin zu glauben schienest; denn du weißt doch zuletzt nicht mehr als alle Kinder von deinem Alter wissen = = = Und wenn du nicht wie ein kleiner Maykäfer wärest = = = =

Emilia.

Ah = = = es fällt mir eben ein, Mama, hören sie doch = = = es ist kein Maykäfer, aber ich habe gestern einen schönen Schmetterling gefangen. O er war recht schön! gelb, blau, von allerhand Farben. Ich hatte wohl Lust, ihn zu behalten, aber ich habe mich an das erinnert, was sie mir gesagt haben = = = zwar nicht sogleich,

sogleich, meine Hofmeisterinn war es, die mich daran erinnerte.

Die Mutter.

Nun, was hast du mit dem Schmetterlinge gemacht?

Emilia.

Ich habe mich auf die Mücke, die ich neulich hatte, besonnen, und zu mir selbst gesagt, wenn man mich so bey den Haaren in der Luft hielte, das würde mir sehr wehe thun. Ach, Mama, ich habe mir das recht vorgestellet, denn ich habe mir Haare ausgerissen, um zu sehen, wie mir das thun würde, und darauf bin ich sogleich in den Garten gegangen, und habe den Schmetterling auf eine Rose gesetzt, zum Glücke hatte ich ihn nicht beschädiget, denn er ist sogleich davon geflogen, und ich bin sehr zufrieden zurück gekommen, daß ich ihm Vergnügen gemacht hatte.

Die Mutter.

Komm, laß dich umarmen, Emilia, du kannst nicht glauben, was für ein Vergnügen du mir machest! Uebe dich stets darinnen, daß du wohlthust, und im Wohlthun deine Glückseligkeit findest. Dieß ist ein sicheres Mittel allezeit glücklich zu seyn, und ein Mittel, das dir niemand wird entreissen können. Ich bin gewiß, daß du zufriedener warest, als du mitten unter deinen gewöhnlichen Zeitvertreiben bist.

Emilia.

O das ist wahr, Mama; ach, es war mir so wohl, so wohl = = = Es kam mir vor, als ob ich grösser wäre! wie kam das wohl?

Die Mutter.

Weil du dich alsdann, wenn du Gutes thust, über dein Alter erhebst.

Emilia.

Wie das, Mama?

Die Mutter.

Weil man in deinem Alter nicht oft die Gelegenheit und das Vermögen hat, Gutes zu thun, doch laß uns wieder auf das kommen, was du mir sagen wolltest.

Emilia.

Ey! Nun weiß ich nicht mehr, was es war. Was sagte ich denn, Mama?

Die Mutter.

Du sprachest von der Mühe, die du gehabt hast, um lesen zu lernen, und von der, die du noch hast, um schreiben zu lernen.

Emilia.

Ja, aber ich wollte etwas anders sagen = = Habe ich nichts als das gesagt?

Die Mutter.

Ich dächte nicht. Du hast zwar so angefangen, als ob du dirs wolltest erklären lassen, warum

warum es so nöthig sey, diese ersten Wissenschaften, welche die Gründe aller übrigen sind, zu wissen.

Emilia.

O nein = = = ja = = = nun besinne ich mich = = = = das ists, was ich nicht verstehe. Sie haben mich immer versichert, Mama, daß man eine schlechte Meynung von mir haben würde, wenn ich nichts wüßte; und gestern, sie wissen wohl, die große Gesellschaft, die gekommen ist, alle die Herren, die Damen = = = =

Die Mutter.

Nun?

Emilia.

Sie haben sich über jene Dame aufgehalten = = = = ich habe ihren Namen vergessen = = = Die Dame, von welcher sie immer redeten, und die so gelehrt ist, wie heißt sie doch?

Die Mutter.

Der Name thut nichts zur Sache. Aber was sagten sie denn von ihr?

Emilia.

O ich habe wohl gesehen, daß sie ihrer spotteten, und sie haben es gewiß auch gesehen, Mama, denn sie haben gelacht, und dem Papa einen Wink gegeben. Warum haben sie ihm gewinkt?

Die Mutter.

Um ihn zu bitten, das Gespräch auf etwas anders zu lenken, denn ich höre es nicht gern, wenn man jemanden bey mir lächerlich machet.

Emilia.

Der Herr Graf sagte, es fehlte ihr nur ein Doktorhut, glaube ich, und man könne kein Wort sagen, daß sie nicht griechisch und lateinisch darauf antworte. Und dann sagte der dicke Herr, der ein grünes Kleid und eine so schöne Weste anhatte, daß sie immer von ihrer Wissenschaft rede, und dabey nicht einmal wisse, was ein junges Hühnchen koste, und daß sie besser thäte, ihre Tochter reden zu lehren, die nicht lesen könne.

Die Mutter.

Nun, was sagst du dazu?

Emilia.

Nu, das ists eben, was mir den Kopf verwirrt. Warum hält man sich über die Wissenschaft auf, wenn es schändlich ist, nichts zu wissen?

Die Mutter.

Wir wollen sehen, das muß untersucht werden. Ich besinne mich, daß unter deinen Gespielinnen eine ist, deren Gesellschaft dir nicht sehr gefällt, es ist, glaube ich, Fräulein Sophie.

Emilia.

Ach, das ist wahr, sie machet mir Langeweile.

Die Mutter.

Und warum das?

Emilia.

Sie wissen es wohl, ich habe die Ehre gehabt, es ihnen zu sagen.

Die Mutter.

Sage es mir noch einmal, ich besinne mich nicht recht darauf.

Emilia.

Nu, weil sie immer von sich selbst spricht, von dem was sie gelernt, was sie gesagt hat, und wenn man spielen oder von etwas andern reden will, so will sie nicht, wird verdrießlich, und stellet sich andern immer zum Exempel dar.

Die Mutter.

Und das findest du nicht gut?

Emilia.

Ich weiß nicht ob es gut oder böse ist, aber Langeweile machet sie mir.

Die Mutter.

Ist es etwa, weil du es gern machen möchtest wie sie, und sie dir keine Zeit dazu läßt?

Emilia.

O nein, meine liebe Mama!

Die Mutter.

Du hast recht, denn das ist sehr lächerlich. Also darfst du dich auch nicht mehr darüber verwundern, daß man jene Dame tadelt, daß sie immer von ihrer Wissenschaft spricht, weil du eben diesen lächerlichen Fehler an deinen Gespielinnen unerträglich findest.

Emilia.

Aber man muß doch andern zeigen, was man weiß, sonst wird man für unwissend gehalten.

Die Mutter.

Ganz und gar nicht! das findet sich von selbst, wie du gleich sehen wirst. Wenn du stickest, wenn du nähest, wenn du liest, brauchst du denn wohl zu sagen, ich kann lesen, ich kann sticken, ich kann nähen? Und doch weiß man, daß du in diesen Dingen nicht unwissend bist.

Emilia.

Das glaube ich wohl, Mama, man sieht es mich thun.

Die Mutter.

Eben so schließt man sehr leicht aus der Art, wie man einem Gespräche zuhöret, und aus der Art, wie man antwortet, wenn man angeredet wird, ob eine Person wohl unterrichtet, oder unwissend sey. Nicht wahr, wenn man von der Französischen oder Römischen Geschichte mit dir spräche, so wüßtest du nicht zu antworten, weil du nicht einmal wüßtest, wovon man mit dir reden wollte?

Emilia.

Emilia.

Das ist gewiß.

Die Mutter.

Und wenn man in deiner Gegenwart von einigen Stücken der Religion spräche, die in deinem Catechismo stehen, so wüßtest du gleich, wovon man redete, und könntest auch wohl schicklich antworten. Du siehst also wohl, daß man die Kenntnisse, die du dir erworben hast, schätzen und beurtheilen kann, ohne daß du dir die Mühe geben darfst, zu sagen, das weiß ich und das weiß ich nicht.

Emilia.

So, so! aber wirklich, das ist wahr!

Die Mutter.

Aus eben dem Grunde mußt du es auch einsehen, daß es eine lächerliche Affectation ist, sich dessen, was man weiß, zu rühmen.

Emilia.

Ja, das sehe ich ein. Aber wenn man in meiner Gegenwart nicht von Dingen spricht, die ich weiß, so wird man glauben, daß ich unwissend bin.

Die Mutter.

Das ist einer von den Gründen, die dich antreiben müssen, das, was du nicht weißt, unverzüglich zu lernen, damit dir nichts von dem, was gesagt wird, fremde sey. Es ist aber noch

eine Ursache, welche die Affectation, sich seiner Wissenschaft zu rühmen, lächerlich machet.

Emilia.

Welche, Mama?

Die Mutter.

Warum lernest du sticken, Tapeten wirken u. s. w?

Emilia.

Nu, ich denke, damit ich mich zu beschäfftigen wisse, und denn auch, um nützliche Arbeiten für mich zu machen.

Die Mutter.

Warum lernest du nähen, deine Halstücher und deine Wäsche ausbessern, und deinen Putz und andere Kleidungsstücke machen?

Emilia.

Mama, sie haben mir gesagt, ich müßte dadurch anderer Leute entbehren lernen.

Die Mutter.

Du lernest also für dich selbst, und nicht für andere arbeiten?

Emilia.

Nein gewiß nicht, ich lerne es für mich, zu meinem eigenen Vortheile; sie haben es mir gesagt, Mama, ich erinnere mich wohl daran.

Die

Die Mutter.

Eben so, meine Tochter, muß man auch für sich Talente haben, und sich auf die Wissenschaften legen, damit man sich, wenn man alleine ist, zu beschäfftigen wisse, und anderer entbehren lerne.

Emilia.

Was sind denn Talente, und was heißt das, sich auf die Wissenschaften legen?

Die Mutter.

Die Musik, das Zeichnen, die Tanzkunst, die Mahlerkunst, u. s. w. das nennet man Talente.

Emilia.

Wie, man müßte das alles haben?

Die Mutter.

Nein, das ist nicht schlechterdings nothwendig, insonderheit wenn man keine natürliche Neigung und Anlage dazu hat; aber dasjenige von diesen Talenten, woran du am meisten Geschmack findest, mußt du gründlich kennen und gebrauchen lernen.

Emilia.

O ich glaube, das wird das Zeichnen seyn. Und was heißt sich auf die Wissenschaften legen?

Die Mutter.

Es ist eben das, was man sonst gelehrt seyn nennet, es heißt die Geschichte wissen und sie oft

lesen,

lesen, es heißt sich Kenntnisse von allerhand Art erwerben.

Emilia.

Aber so hat man wohl niemals Zeit zu spielen?

Die Mutter.

Da du lesen lerntest, konntest du dir nicht vorstellen, daß dir das Lesen einst zum Zeitvertreibe dienen würde?

Emilia.

Nein, gewiß nicht, denn ich habe recht geweint, um lesen zu lernen, ich bin nun ganz beschämt darüber.

Die Mutter.

Und doch sehe ich, daß du in deinen Erholungsstunden oft die Puppe verläßt, um eine Fabel oder eine Historie zu lesen.

Emilia.

Ja, ich lese sehr gern, das belustiget mich itzt.

Die Mutter.

Du kannst also wohl begreifen, daß ich dir neue Arten von Belustigungen zubereite, wenn ich dich antreibe, neue Sachen zu lernen.

Emilia.

Wie so, Mama?

Die Mutter.

Wenn du die Musik, die Geographie, das Zeichnen wirst gelernt haben, so wirst du dich wechsels=

wechselsweise mit diesen Dingen beschäfftigen, und dich eben so sehr daran belustigen, als du dich gegenwärtig mit dem Lesen belustigest.

Emilia.

O, wenn ich das wüßte! = = = Doch, ich glaube es, Mama, weil sie mirs sagen.

Die Mutter.

Es wird eine Zeit kommen, wo dich deine Puppe, dein Schattenspiel an der Wand, deine Kinderküche nicht mehr belustigen werden. Du mußt dir also schon itzt andere Mittel der Belustigung für jene Zeit bereiten, und das thust du, wenn du fleißig lernest.

Emilia.

Ah, Mama, ich will recht fleißig seyn, um so viel Sachen zu wissen, als ich nur wissen kann. Ich habe schon zween Lehrer, Mama, wie, wenn sie mir noch etliche, zween oder drey mehr gäben?

Die Mutter.

Nein, man muß nicht zu geschwinde gehen wollen! Befriedige dich itzt damit, das recht zu machen, was man von dir fordert, so will ich dich schon weiter führen.

Emilia.

Und damit werde ich also anderer entbehren können?

Die Mutter.

Du wirst bloß deiner selbst und deiner Talente nöthig haben, um dich glücklich zu finden.

Emilia.

Emilia.

Aber warum muß man andrer zu entbehren wissen?

Die Mutter.

Weil man öfter alleine als bey andern ist, und wenn du dich dann nicht alleine zu beschäfftigen und zu belustigen weißt, so wirst du Langeweile haben. Und wenn man Langeweile hat, wird man verdrießlich. Deine eigne Erfahrung hat dich auch gelehrt, daß man niemals eher verdrießlich wird, als wenn man müßig geht.

Emilia.

Mama, ist es ihnen gefällig, daß ich mir Licht geben lasse, ich kann nicht mehr gut sehen.

Die Mutter.

Ja, klingle nur!

Emilia.

Und dann wollen wir das Schattenspiel an der Wand sehen, bis mein Lehrmeister kömmt.

Zehnte Unterredung.

Emilia.

Mama, ich habe gestern in dem königlichen Garten etwas sehr ausserordentliches gesehen!

Die Mutter.

Was war es denn?

Emilia.

Es war eine kleine sehr geputzte Mademoisell; die nicht grösser war als ich, und die beständig, beständig auf ihre Armschleifen sah.

Die Mutter.

Nicht doch!

Emilia.

Sie sah alles übrige nicht einmal an; auch lachte jedermann und hielt sich über sie auf. Sie sah es aber nicht und lachte mit.

Die Mutter.

Wie, sie merkte es nicht, daß man sich über sie aufhielt?

Emilia.

Nu, ich glaube, daß sie ein wenig einfältig ist.

Die

Die Mutter.

Kennest du diese kleine Mademoisell?

Emilia.

Nein, ich kenne sie nicht, und meine Hofmeisterinn kennet sie auch nicht. Aber die Hofmeisterinn der Fräulein Louise hat gesagt, es wäre gewiß die Tochter irgend einer Köchinn, deren Frau sich eine Lust daraus gemacht habe, sie zu putzen, denn wenn es eine Person von gutem Stande wäre, so würde sie sich nicht so darüber verwundern, wohlgekleidet zu seyn und Armschleifen zu haben.

Die Mutter.

Das beweist wenigstens, daß sie einen sehr kleinen, sehr leeren, sehr unwissenden Kopf hat.

Emilia.

Ja, und einen sehr dummen, da sie nicht sieht, daß man ihrer spottet. Fräulein Louise merket es wohl, wenn man sich über sie aufhält, aber sie bekümmert sich nicht darum, das ist sehr schlecht, Mama?

Die Mutter.

Noch schlechter, als wenn man es nicht merket.

Emilia.

Ja, das beweist, daß man keine Empfindung hat.

Die Mutter.

Und du, wie machst du es, wenn man sich über dich aufhält?

Emilia.

Ich?

Die Mutter.

Ja, du.

Emilia.

Ich weiß nicht.

Die Mutter.

Wie, du kennest die Mängel und Fehler deiner Gespielinnen so wohl, und die deinigen kennest du nicht?

Emilia.

Nu, Mama, = = = das kömmt daher, daß ich sie sehe, das fällt in die Augen.

Die Mutter.

Besinnest du dich auf die Fabel von dem Bettlersacke?

Emilia.

Ja, Mama.

Die Mutter.

Nu, was sagt sie?

Emilia.

Ist es nicht die, wo alle Thiere mit ihrer Gestalt zufrieden sind?

Die Mutter.

Ja, sie finden sich alle vollkommen, und wissen an den andern viel auszusetzen. Sage mir einmal die letzten acht Verse dieser Fabel her.

Emilia.

Uns pflegen wir gern alles zu vergeben,
Den andern Menschen nichts: Für diese sind
Wir Aug' und Ohr: und für uns, taub und blind.
So gab der Herr von unserm Leben
Von jeher bis auf diesen Tag
Uns jedem seinen Bettlersack:
Die eignen Fehler hält der Sack auf unserm Rücken,
Die fremden der, den wir vor uns erblicken.

Die Mutter.

Hast du wohl recht an den Sinn dieser Verse gedacht, meine Tochter?

Emilia.

Nicht sehr, Mama, aber nun denke ich daran.

Die Mutter.

Ich fürchte sehr, daß das deine eigene Geschichte sey.

Emilia.

Nicht doch, Mama.

Die Mutter.

Betrachte sie wohl. Frage dein Gewissen darüber; mich dünkt, es ist lange, daß du nichts mehr mit ihm geredet hast = = = Du hast sehr wohl bemerkt, daß es gar nicht recht sey, gegen allen

allen Tadel unempfindlich zu seyn? Nun sieh einmal zu, ob du keinen einzigen von denen Mängeln und Fehlern an dir habest, die du an andern so deutlich gewahr wirst?

Emilia.

Nu, Mama, sie wissen wohl, meine Fehler sind in dem Sacke, der auf meinem Rücken ist!

Die Mutter.

Eben darum mußt du dein Gewissen deßwegen befragen, vor ihm ist kein Sack verborgen.

Emilia.

Gut, ich will es diesen Abend fragen. Mama, es hat doch gestern mit mir gesprochen.

Die Mutter.

Und was hat es dir gesagt?

Emilia.

O das war nach meiner Schreibestunde, sie wissen wohl, was es mir da gesagt hat, Mama?

Die Mutter.

Ja, ich kann mirs wohl vorstellen, es hat dir gesagt, wenn du im Schreiben nicht weiter kämest, so wäre deine Nachläßigkeit schuld daran.

Emilia.

Das ist wahr, Mama = = = ah = = = nun fällt mirs eben ein, ich habe gestern eine schöne Historie in dem Buche gelesen, das sie

mir gelehnt haben. O sie ist schön ! schön ! schön! = = = Wissen sie wohl, Mama, daß sie meinen Bruder zum Weinen gebracht hat?

Die Mutter.

Und dich?

Emilia.

Mich, ich habe nicht geweint.

Die Mutter.

Ist dir denn die Historie nicht rührend vorgekommen?

Emilia.

Hören sie, Mama, ich will sie ihnen erzählen, und sie sollen mir sagen, ob ich übel gethan habe, nicht zu weinen.

Die Mutter.

Ohne deine Historie zu wissen, will ich dir zum voraus sagen, daß du wohl gethan hast, nicht zu weinen, weil sie dich nicht genug gerührt hat, um dich dazu zu reizen, und daß dein Bruder wohlgethan hat, zu weinen, weil er dadurch erweicht worden ist.

Emilia.

Aber das verstehe ich nicht, wir haben nicht einerley gethan, und haben doch beyde wohlgethan.

Die Mutter.

Ja, weil ihr beyde den Regungen eures Herzens Folge geleistet habt. Dein Herz hat dir nichts

nichts gesagt, du durftest es nicht wider seinen Willen reden lassen. Sein Herz ist erweicht worden, er hat ihm Gehör gegeben.

Emilia.

Mama, lassen sie sich die Historie erzählen, die ich gelesen habe.

Die Mutter.

Wirst du mir sie auch deutlich erzählen?

Emilia.

O ja, Mama, denn ich habe sie wohl behalten.

Die Mutter.

Laß sehen.

Emilia.

„Es waren zween ehrliche Alte, die waren „einmal auf dem Berge = = dem Berge = = ich habe den Namen des Berges vergessen, doch das ist einerley.

Die Mutter.

Nein, das bitte ich mir aus, das ist nicht einerley, wenigstens müßtest du mir sagen, in welchem Lande er ist.

Emilia.

Aber ich weiß es nicht, Mama.

Die Mutter.

Du hast doch, wie du sagst, den Namen des Berges gelesen, und du weißt nicht, wo er ist?

Emilia.

Nein, Mama!

Die Mutter.

So gehts, wenn man die Geographie nicht weiß; mir ist es sehr lieb zu wissen, in welchem Lande diese ehrlichen Alten waren.

Emilia.

Nu, Mama = = = ah, ich besinne mich darauf, es war am Ufer des Meeres = = = doch nein, sie wollten dahin gehen, aber sie sind auf den Alpen geblieben, nicht weit von Savoyen, dünkt mich.

Die Mutter.

Ah, du machest mir ein großes Vergnügen dadurch, daß du mirs sagest, denn nun sehe ich sie von hier aus.

Emilia.

Sie sehen sie, Mama?

Die Mutter.

Ja, weil ich die Geographie weiß, und weil ich sie mir viel besser vorstellen kann, wenn ich die Gegend sehe, wo sie sich aufgehalten haben.

Emilia.

Und ich, Mama, kann ich auch sehen, wo sie sind? Das war alles, was ich gestern wünschte, da ich ihre Geschichte las.

Die

Die Mutter.

Du darfst nur recht fleißig seyn, die Geographie zu lernen, so wirst du bald das Land kennen, in welchem sie wohnten.

Emilia.

Aber kann ich sie nicht heute sehen?

Die Mutter.

Nein, weil deine geographischen Kenntnisse so geringe sind, daß dieses deine Gedanken verwirren würde. Man muß erst sein Land wohl kennen, ehe man fremde Länder durchläuft. Fahre itzt in deiner Geschichte fort.

Emilia.

Nu, Mama, diese zween Alte waren da. Sie hatten sich ein kleines Haus gemacht, und sie hatten ein Bette, und dann Bücher, und dann beteten sie zum lieben Gott, und dann = = =

Die Mutter.

Stunden alle diese und dann in deiner Historie?

Emilia.

Nicht doch, Mama, aber ich erzähle itzt.

Die Mutter.

Ich habe dir oft Historien erzählet, und ich besinne mich nicht, daß ich sie jemals mit so vielen und dann ausgeschmückt hätte.

Emilia.

Wohlan, ich wills recht sagen. Es waren diesen beyden Herren viel Unglücksfälle begegnet, es war einer, der war sehr reich, sehr reich, und dann der andere, der war es nicht.

Die Mutter.

Ich weiß gar nicht, was das für eine wunderliche Historie ist. Was machten sie denn auf diesem Berge mit einem Bette und mit Büchern, da der eine von ihnen so reich war?

Emilia.

Nicht doch, Mama, er war es nicht mehr, sie sollen es gleich hören.

Die Mutter.

Ah, das will sagen, daß du deine Historie am Ende angefangen hast. So was muß man einem zum voraus sagen, denn es ist nicht gewöhnlich.

Emilia.

O Mama, das thut nichts.

Die Mutter.

Du erzählest also wohl nicht, um verstanden zu werden?

Emilia.

Verzeihen sie mir, Mama.

Die Mutter.

Aber wenn du diese Geschichte am Ende zu lesen angefangen hättest, würdest du etwas davon haben verstehen können?

Emilia.

Emilia.

Nicht gar zu wohl. Aber ich kann es nicht anders sagen. Hören sie, Mama, lassen sie uns lieber von etwas anders reden.

Die Mutter.

Nein, ich bitte dich, die Geschichte so gut du kannst, zu Ende zu bringen, und dann will ich dir sagen, wie du sie hättest erzählen sollen, um dich daran zu gewöhnen, deine Gedanken besser zu ordnen.

Emilia.

Wenn sie mirs doch vorher sagten, meine liebe Mama?

Die Mutter.

Das ist mir unmöglich, ich weiß ja deine Historie nicht. Suche dich herauszuziehen, weil du sie doch einmal zu erzählen unternommen hast. Gieb dir die Mühe, erst zu denken, ehe du redest.

Emilia.

Ich denke, Mama, und ich kann es doch nicht anders sagen. Dieser Herr, der sehr reich war, hat alles hergegeben, weil der andere nichts hatte. Er hat zu ihm gesagt, nehmen sie alles; er hat alles genommen, er hat alles bezahlt, und seine Frau ist, indem sie ihr Kind säugte, im Gefängnisse gestorben = = = und hernach = = =

Die Mutter.

Wessen Frau?

Emilia.

Die Frau von dem Herrn, der nichts hatte, und der der Freund desjenigen war, welcher sehr reich war, und man hatte ihn auch ins Gefängniß gesetzt; nämlich sein Becker, sein Fleischer, und noch andere; und hernach haben sie nichts mehr gehabt, weder der eine noch der andere, und deßwegen sind sie auf den Berg gegangen, und sie sind glücklich; doch ist einer der traurig ist, das ist der, der seine Frau verloren hat, und das ist alles. Habe ich nun wohl gethan, nicht zu weinen?

Die Mutter.

O gewiß, du konntest nicht weinen, denn du hast nichts davon verstanden. Aber war der Mann, den seine Gläubiger ins Gefängniß gesetzt haben, allezeit arm gewesen, oder hatte ihn ein Unglücksfall getroffen?

Emilia.

Ich besinne mich nicht darauf, ich glaube = = Ah, verzeihen sie mir, das Feuer hatte seine ganze Haabe verzehrt in der Nacht, die in seiner Brieftasche war.

Die Mutter.

Die Nacht war in seiner Brieftasche?

Emilia.

Nicht doch, Mama, es war seine Haabe, die in seiner Brieftasche war.

Die Mutter.

Ich verstehe nun einmal die Sachen so, wie man mir sie sagt. Gewöhne dich also daran, dich

dich deutlich zu erklären. Keine Trägheit, das bitte ich mir aus. Und durch welchen Zufall waren denn diese zween Herren Freunde? wie hatten sie sich zusammen gefunden?

Emilia.

Nein, sie hatten sich nicht zusammen gefunden, es waren zween Brüder.

Die Mutter.

Ah! das ist ein kleiner ziemlich wichtiger Umstand, den du da vergißt. Die Freundschaft zwischen Brüdern ist so genau, daß es ganz natürlich ist, daß sie ihre Glücksgüter unter sich theilen. Sie würden so gar sehr strafbar seyn, wenn sie es nicht thäten, denn alles was ihnen begegnet, soll ihnen gemein seyn. Damit hättest du deine Erzählung anfangen, und dann die Begebenheit anzeigen sollen, die den einen von beyden seines Vermögens beraubt hatte; darauf hättest du alle Unglücksfälle, die auf den Verlust seines Vermögens erfolgten, angeben und sagen können, wie ihm sein Bruder, so gut als er nur immer konnte, einen Theil seines Verlustes wieder ersetzt habe, und zuletzt würdest du mit der Beschreibung ihres Aufenthalts auf den Alpengebürgen geschlossen und ein Gemählde von der Lebensart, die sie da führten, gemacht haben, und so würde man deine Historie verstanden haben.

Emilia.

Nu, Mama, wenn sie es wollen, so will ich wieder anfangen?

Die Mutter.

O nein, heute nicht, aber morgen sollst du mir sie vor meinem Nachttische erzählen. Suche unterdessen deine Gedanken etwas besser in Ordnung zu bringen.

Emilia.

Ja, Mama.

Die Mutter.

Und vergiß nicht, etwas von den Ursachen zu sagen, warum sie diese Wohnung vorzüglich vor allen andern erwählet haben. Sind sie mit dem Vorsatze, dahin zu gehen, von Hause weggegangen?

Emilia.

Nein, Mama. Es war ein Sturm, denn sie hatten sich eingeschifft = = = Ah, nun besinne ich mich darauf, sie wohnten zu Brüssel, sie giengen nach Italien, und nun sind sie gezwungen da zu bleiben.

Die Mutter.

Sie haben einen gar sonderbaren Weg genommen. Ich sehe es nicht wohl ein, wie sie es gemacht haben, um von Brüssel zur See nach den Alpen zu gehen.

Emilia.

O die Historie ist sehr lange, ich habe nicht alles behalten, und mein Bruder hat gesagt, daß er sie noch einmal lesen wolle.

Die

Die Mutter.

Ich rathe dir, eben dasselbe zu thun, wenn du sie erzählen willst. Lies sie so oft, bis du die Begebenheiten so gut gefaßt hast, daß du sie in deinem Kopfe etwas besser ordnen kannst.

Emilia.

Ja, Mama = = = aber ist die Geschichte wahr?

Die Mutter.

Ich sehe nichts unmögliches darinnen, und ich schließe selbst aus dem verwirrten Zeuge, das du daraus gemacht hast, daß sie sehr interessant seyn kann, und daß sie ein Beweis von der Stärke der brüderlichen Freundschaft ist.

Emilia.

O ja, diese beyden Brüder liebten sich recht = = = gewiß, Mama, eben so sehr als ich meinen Bruder liebe.

Die Mutter.

Du liebest ihn also sehr?

Emilia.

Ja, Mama.

Die Mutter.

Aber warum streitet ihr denn immer mit einander?

Emilia.

O das thun wir nur zum Zeitvertreibe; und dann nimmt er mir auch wohl meine Spielsachen.

Die

Die Mutter.

Du bist also nicht geneigt, alles mit ihm zu theilen?

Emilia.

Verzeihen sie mir, Mama; und auch mein Geld, und auch mein Vesperbrodt. Gestern habe ich es mit ihm getheilt!

Die Mutter.

Da hast du wohlgethan; aber ihr müßt doch die Art eures Zeitvertreibes ändern, und nicht mehr so mit einander streiten. Du läßt dir nicht gern widersprechen, Emilia, und dich nicht gern hofmeistern, und doch thust du solches gegen andere! Das ist nicht recht. Ausserdem ist das den guten Sitten zuwider, überlasse diesen Ton der kleinen Mademoisell mit den Armschleifen, und nimm den Ton an dich, der sich für deinen Stand und für ein gutgeartetes Mädchen schicket.

Emilia.

Mama, sie werden also eben dieses auch meinem Bruder sagen?

Die Mutter.

Ich würde es ihm auch sagen, wenn er dieser Erinnerung bedürfte; aber in Ansehung seiner ist sie ganz unnöthig, denn er ist sehr gefällig.

Emilia.

Mama, ich glaube, daß man meinen Bruder lieber hat als mich!

Die

Die Mutter.

Wer meynest du, hat deinen Bruder lieber als dich?

Emilia.

Nu, alle diejenigen, die zu uns kommen. Seit einem Monate, daß er bey ihnen ist, lobet man ihn den ganzen Tag, und zu mir sagt man kein Wort.

Die Mutter.

Was mag wohl die Ursache dieses Unterschiedes seyn?

Emilia.

Ich weiß nicht, Mama, ich möchte sie wohl wissen.

Die Mutter.

Du mußt sie suchen, meine Tochter, und du wirst sie finden.

Emilia.

Mama, helfen sie mir, sie zu finden.

Die Mutter.

Das will ich wohl thun; aber sage mir erst was du davon denkest, es sey was es wolle.

Emilia.

O, das wird bald gesagt seyn, ich denke, daß er wohl liebenswürdiger seyn mag als ich.

Die Mutter.

Ja, aber du kannst es eben so sehr seyn und werden, als er, wenn du nur willst.

Emilia.

Emilia.

Kann ich das Mama? und wie denn?

Die Mutter.

Dein Bruder hat ein sanftes Wesen, er ist gefällig, er höret zu, wenn man mit ihm redet, er machet sich die Erinnerungen, die man ihm giebt, zu Nutze, und ist niemals mürrisch und verdrießlich.

Emilia.

Ja, mürrisch und verdrießlich seyn ist garstig, und alsdann gefällt man wohl andern nicht?

Die Mutter.

Nein, gewiß nicht.

Emilia.

Gut, ich will es nicht mehr seyn, denn ich will, ich will und muß gefallen.

Die Mutter.

Und wie wirst du es anfangen, um nicht übler Laune zu seyn?

Emilia.

Wenn sie kommen will, so will ich sie fortschicken.

Die Mutter.

Und du glaubest, daß sie so fortgehen wird?

Emilia.

Ganz gewiß, Mama. Das müßte nicht gut seyn, ich habe sie schon oft so fortgejagt!

Die

Die Mutter.

Nicht doch, Emilia, so mußt du die Sache nicht angreifen.

Emilia.

Und wie muß ich es denn machen?

Die Mutter.

Du mußt vors erste wissen, woher sie kömmt?

Emilia.

O was das betrifft, das weiß ich nicht! Sie kömmt wie eine Närrinn daher, umsonst und um nichts, in dem Augenblicke, da ich am wenigsten daran denke.

Die Mutter.

Sie kömmt doch nicht ohne Ursache, und diese Ursache weiß ich wohl; du scheuest dich vor der Mühe. Du bist natürlicher Weise zur Faulheit geneigt.

Emilia.

Glauben sie das, Mama?

Die Mutter.

Ja, ich bin davon versichert. Du hast einen trägen Geist, besinne dich nur recht.

Emilia.

Aber ich gehe doch immer gutwillig ans Lernen.

Die Mutter.

Das ist wahr; aber so bald du entweder dein Gedächtniß oder deinen Fleiß ein wenig anstren-

gen sollst, so fühlst du dich nicht stark genug dazu, und die üble Laune bemächtiget sich deiner.

Emilia.

Wenn ich sie aber einmal überwunden habe, so lerne ich dann auch wie ein kleiner Engel.

Die Mutter.

Und wenn du spielst, und es kömmt dir das geringste in den Weg, so hörest du lieber zu spielen auf, als daß du dieses kleine Hinderniß übersteigen solltest; inzwischen bist du doch verdrießlich darüber, daß du nicht spielen sollst, und die üble Laune bemächtiget sich deiner.

Emilia.

Das ist wahr, und das beschämet mich.

Die Mutter.

Du hast Ursache dich dessen zu schämen, denn die üble Laune ist ein Geständniß unserer Schwachheit, und es ist immer unangenehm und beschämend, zu gestehen und es andern zu zeigen, daß man so schwach ist.

Emilia.

Also sieht das jedermann?

Die Mutter.

Ganz gewiß. Nichts wird man eher gewahr, als die üble Laune. Wenn du dich in dieser Absicht bessern willst, so mußt du vor allen Dingen nicht mehr faul und träge seyn, und dir den Widerspruch gefallen lassen; dann wirst du so stark

werden,

werden, daß du die üble Laune ganz bezwingen kannst? Weißt du wohl, Emilia, warum du dir den ganzen Tag so viel mit Bändern, Putzsachen und Zierrathen zu schaffen machest?

Emilia.

Warum denn, Mama?

Die Mutter.

Eben weil du träge und faul bist.

Emilia.

Das begreife ich nicht.

Die Mutter.

Ja, weil du träge und unwissend bist, und doch weder deinen Verstand noch dein Gedächtniß im geringsten anstrengen darfst, um an alle diese Kindereyen zu gedenken, darum ziehst du dieselben vor.

Emilia.

Aber, Mama, ich rede oft von andern Sachen, und höre zu, wenn man davon redet.

Die Mutter.

Ja, du hörest zu, wenn von Sachen die Rede ist, die du kennest. Suche dir denn doch bald neue Kenntnisse zu erwerben, wenn du dich ohne Zwang und ohne Verdruß an den Unterredungen vergnügen willst, die man zuweilen in deiner Gegenwart hält.

Emilia.

Ja, ich will mein möglichstes thun, Mama, ich versichere sie ‒ ‒ Was machen wir heute, Mama?

Die Mutter.

Du wirst mit deiner Hofmeisterinn und mit deinem Bruder spatzieren gehen.

Emilia.

Und sie, Mama?

Die Mutter.

Ich, ich werde ausgehen, ich habe einige Geschäffte.

Emilia.

Werden sie beyzeiten wiederkommen?

Die Mutter.

So bald als ich nur kann.

Emilia.

Desto besser, Mama, denn mein Bruder und ich sind sehr zufrieden, wenn wir bey ihnen sind.

Eilfte Unterredung.

Emilia.

Mama, ich komme vom Spatzierengehen im königlichen Garten.

Die Mutter.

Hast du dich da recht vergnügt, meine Tochter?

Emilia.

Ganz und gar nicht, Mama, das kann ich ihnen sagen.

Die Mutter.

Warum denn nicht?

Emilia.

Man hat mir ein sehr garstiges Compliment gemacht.

Die Mutter.

Und wer das?

Emilia.

Eine Dame und ein Herr, die vorbeygiengen.

Die Mutter.

Was haben sie dir denn gesagt?

Emilia.

Sie haben im Vorbeygehen gesagt, daß ich sehr schwarz wäre.

Die Mutter.

Und das hat dich verhindert, dich zu vergnügen?

Emilia.

Ja freylich, Mama, ich war böse darüber.

Die Mutter.

Das verlohnte sich nicht der Mühe.

Emilia.

Ist es denn nicht garstig, schwarz zu seyn?

Die Mutter.

Ist man weiß, so hat man eine Annehmlichkeit mehr; ist man schwarz, so hat man eine weniger: das ist die ganze Sache.

Emilia.

Aber wenn man schwarz ist, so ist man heßlich.

Die Mutter.

Und wenn man heßlich ist, so ist man also nach deiner Meynung sehr unglücklich?

Emilia.

Ist man es denn nicht?

Die Mutter.

Ich frage dich darum Du weißt wohl, daß du bis itzt nicht hübsch bist. Findest du dich sehr zu beklagen?

Emilia.

Nein, Mama.

Die Mutter.

Das hat dich nie verhindert zu lachen, zu Tanzen, dich zu erfreuen?

Emilia.

Nein, gewiß nicht.

Die Mutter.

Antworte also selbst auf deine Frage, glaubest du, daß die Schönheit zur Glückseligkeit nöthig sey?

Emilia.

Ich sehe wohl, daß sie es nicht ist. Aber, Mama, im vorigen Jahre war ich nicht schwarz und nicht so heßlich.

Die Mutter.

Das ist wahr, weil du nicht so viel an der Sonne und auf dem Lande in der freyen Luft gewesen warst = = = Du siehst also wohl, daß du sehr würdest zu beklagen seyn, wenn du dächtest, daß deine Glückseligkeit von der Schönheit deiner Haut abhienge.

Emilia.

Warum, Mama?

Die Mutter.

Da sie so leicht verdorben werden kann, so würdest du alle Augenblicke Gefahr laufen, unglücklich zu seyn.

Emilia.

Ah, das ist wirklich wahr. Ich könnte weder spatzieren gehen, noch sonst etwas thun. Ich will lieber heßlich seyn und mich lustig machen.

Die Mutter.

Dieß ist eben die Ursache, warum sich alle verständige und vernünftige Personen bemühen, sich dauerhaftere Vorzüge zu erwerben, die ihre Glückseligkeit fester gründen, und sie für die Schönheit, die sie nicht haben, oder die man wenigstens mit den Jahren verliert, schadlos halten.

Emilia.

Und wie muß man das machen, Mama?

Die Mutter.

Ich habe dir schon mehr als ein Mittel dazu angezeigt.

Emilia.

Mama, seyn sie so gütig, es mir noch einmal zu sagen.

Die Mutter.

Hat dich deine Erfahrung noch nichts darüber gelehrt?

Emilia.

Ja, wenn ich vors erste mit mir selbst zufrieden bin, und dann wenn ich jemanden habe ein Vergnügen machen können, o dann bin ich glücklich! sehr glücklich!

Die Mutter.

Gut, dieß ist also eine Glückseligkeit, deren dich nichts berauben kann, so bald du gutartig genug bist, sie zu erkennen und zu schmecken. Andern Vergnügen zu machen, einem Unglücklichen Hülfe zu leisten, ihn in seinem Leiden zu trösten, Theil daran zu nehmen, die Fehler anderer Menschen zu verbergen, ihre Schwachheiten zu entschuldigen, das Böse und die Bösen zu vergessen, weil die Vorstellung davon beunruhiget und verdrießlich machet, kurz, gegen andere und gegen dich selbst gerecht zu seyn; das sind lauter Mittel zur Glückseligkeit.

Emilia.

Mama, ich möchte das auswendig lernen, um es niemals zu vergessen.

Die Mutter.

Wenn du etwas größer seyn wirst, Emilia, so werde ich dir ein Buch zu lesen und sogar auswendig zu lernen geben, wo du fast alle diese Grundsätze bey einander finden wirst.

Emilia.

Ah, Mama, itzt doch, ich bitte sie, ich bitte sie recht sehr darum, seyn sie doch so gütig.

Die Mutter.

Es sind in diesem Buche Sachen, die weit über deine Fähigkeit sind.

Emilia.

Aber, Mama, nur eine kleine Stelle zum Auswendiglernen, ich bitte sie darum, ich verspreche es ihnen, daß sie zufrieden mit mir seyn werden. Gewiß, ich will mich wohl verhalten. Ah, meine gute Mama! = = = Ah, sie lächeln; das ist gut.

Die Mutter.

Nun, so will ich dir, sobald ich einige Muße haben werde, einen Auszug daraus machen, und dir denselben geben.

Emilia.

Ah, Mama, wie sehr danke ich ihnen dafür! Wie gütig sind sie! Wirds bald geschehen?

Die Mutter.

Ja; aber laß uns unsre vorige Unterredung fortsetzen.

Emilia.

Ja, Mama = = = Nu, das ist wahr, ich weiß wirklich nicht mehr, wo wir waren.

Die Mutter.

Schlimm genug, denn wenn man glücklich seyn will, muß man nicht einen so schwachen Kopf haben.

Emilia.

Emilia.

Mama, ich wollte sie fragen = = = was ist ein Auszug?

Die Mutter.

Wenn man nur dasjenige aus einem Werke nimmt, woran uns am meisten gelegen ist, und das übrige wegläßt. So werde ich z. E. in den Auszug, von welchem ich rede, alles dasjenige bringen, was sich auf die Grundsätze bezieht, die du deinem Gedächtnisse und deinem Herzen einprägen willst, und das übrige, was nicht dazu gehöret, weglassen. Das heißt einen Auszug aus einem Werke machen.

Emilia.

Ich verstehe sie = = = Nu, Mama, was wollten sie mir noch sagen?

Die Mutter.

Wir sprachen von verschiednen Dingen, worauf man seine Glückseligkeit gründen müsse.

Emilia.

Ach ja, ich habe es wohl behalten!

Die Mutter.

Behalte auch das, daß die Liebe zur Arbeit und zur Beschäfftigung eines der sichersten und von allen Zufällen unabhängigsten Mittel zur Glückseligkeit ist, weil wir uns dadurch von andern unabhängig machen, wie ich dir schon gesagt habe.

Emilia.

Emilia.

Ja; es sind heute eben acht Tage, daß wir das gesagt haben.

Die Mutter.

Die Beschäfftigung ist die sicherste Art sich zu zerstreuen, wenn man bekümmert ist oder Widerspruch erfährt. Sie ist ein vortreffliches Hülfsmittel gegen die Langeweile. Das Lesen, die Kunstübungen, die Arbeiten, kurz, alle die verschiedenen Beschäfftigungen, mit denen sich Personen von unserm Geschlechte, die gleich dir eine gute Erziehung bekommen, abgeben können, sind Gesellschafterinnen, die uns immer zur Hand sind, von deren Umgange wir keine schlimme Folgen befürchten dürfen, und die uns niemals solche Complimente machen, als dir deine Dame auf dem Spatziergange gemacht hat.

Emilia.

Ach, Mama, nichts mehr von dieser Dame, ich bitte sie, es ärgert mich = = =

Die Mutter.

Was denn?

Emilia.

Daß ich mich geärgert habe.

Die Mutter.

Gut, du wirst Nutzen daraus ziehen, und die Fehler, die uns belehren, haben in deinem Alter weniger schlimme Folgen als andere. Doch, wie

wie du sagest, wir wollen weiter nicht davon reden. Da ich mit dir zufrieden bin, so muß ich dir ein Feyenmährchen lesen, das sich nicht übel zu unserer Unterredung schicket.

Emilia.

Ah, meine liebe Mama, wie gütig sind sie! Ist es wahr, dieses Mährchen?

Die Mutter.

So wahr, als ein Feyenmährchen seyn kann; die Moral davon ist nicht übertrieben, sie ist wahr, aber die Fabel ist es nicht. Hörest du zu?

Emilia.

Ja, Mama!

Die Mutter.

Die Prinzeßinn Regentine, Beherrscherinn der glückseligen Insel, hatte zwo Töchter, welche sich beyde versprechen konnten, sich einst vortheilhaft zu verheurathen. Sie waren reich und von vornehmem Herkommen. Regentine stund in einem ausnehmend guten Rufe; man wußte, daß sie es bey der Erziehung ihrer Töchter an nichts hatte fehlen lassen, und daß sie dieselben niemals aus dem Gesichte verloren. Sie hatten beyde viel Verstand. Die Aeltere war schön wie ein Engel, und deßwegen nannte man sie Celestine. Sie war von einer lebhaften und muntern Gemüthsart. Die jüngere, welche Renette hieß, weil sie so rund war wie ein Apfel, war heßlich, hatte aber übrigens eben so viel Annehmliches in ihrem Charakter als ihre Schwester.

Regen-

Regentine hatte viel Besuch. Ihre Töchter waren immer bey ihr. Jedermann verwunderte sich über die Schönheit der Celestine; jedermann redete sie auf das verbindlichste an, aber niemand unterhielt sich mit Renetten. Zuweilen lachte man zwar über ihre witzigen Antworten und Einfälle, man gestund es, daß sie Verstand habe, sagte aber zugleich, daß es der ältern Schwester eben so wenig daran fehle, und daß ihre Gestalt so reizend sey, daß man sich nicht enthalten könne, sich vorzüglich mit ihr zu beschäfftigen = =

Emilia.

Wie alt war Renette?

Die Mutter.

Sie war dreyzehn Jahre alt.

Emilia.

Und die ältere?

Die Mutter.

Die war ungefehr funfzehn Jahre alt. Renette grämte sich darüber, daß man sie so hintansetzte; zuweilen wurde sie gar deßwegen verdrießlich. Ihre Mutter, welche beyde sehr richtig beurtheilte, sagte eines Tages zu ihnen: Es ist schon lange, daß ich euch beyde stillschweigend untersuche; ich studiere euren Charakter. Ihr seyd Schwestern, ihr müßt nichts vor einander verborgen halten; euer gegenseitiges Glück muß euch auf dieselbe Art rühren. Nichts kann der einen von euch begegnen, daß die andere nicht Theil daran nehmen sollte. Unglückliche, glückliche

liche Begebenheiten, Vergnügen und Mißvergnügen, alles muß euch gemein seyn; so genau ist die Freundschaft zwischen zwo Schwestern. Ich will euch nun meine Bemerkungen mittheilen; es ist dabey Zeit, daß ich euch ein Geheimniß entdecke, welches ich euch immer verborgen habe, um euch nicht zu betrüben. Celestine und Renette baten ihre Mutter, sie davon zu unterrichten. Was dich betrifft, meine Tochter, sagte sie zu der ältern, so hat dir die Natur eine ausnehmende Gestalt zu Theil werden lassen, und dieß ist eines von den geringsten Geschenken, die dir der Himmel verwilligen konnte. Die Schönheit ist oft mehr schädlich als nützlich. Sie ist dabey ein vergänglicher Vorzug; wenn du zwanzig oder fünf und zwanzig Jahre alt seyn wirst, so wird deine Schönheit alle Tage um etwas weniges abnehmen; und wenn du fortfährst, deine Glückseligkeit darauf zu gründen, so wirst du dich nach und nach sehr zu beklagen und zuletzt ganz elend finden. Itzt berauschen dich täglich die Ehrenbezeugungen und die Gefälligkeiten, die man dir wegen deiner Reize erweist. Darauf schränkest du deine ganze Existenz ein. Nach und nach gewöhnest du dich daran, zu denken, daß alles in der Welt nur dazu gemacht ist, sich deinem Willen zu unterwerfen. Daher kömmt es, daß der geringste Widerspruch ein Unglück für dich ist, und daß du diejenigen für ungerecht hältst, die dich nicht bewundern. Du siehst es nicht ein, wie ich dir es oft gesagt habe, daß man sich gleich von seiner ersten Jugend an und selbst in dem Genusse seiner schönsten Jahre gegen die Unfälle des Lebens verwahren und sich sichere Hülfsmittel

gegen die Widerwärtigkeiten und Unbequemlichkeiten des höhern Alters bereiten muß. Du mußt schon itzt deine Glückseligkeit auf feste Gründe bauen. Ich habe dir von deiner Kindheit an solche Grundsätze beygebracht, die mir für deine Tugend und Rechtschaffenheit Bürge sind. Ich habe dir Lehrer gegeben, um dich zu unterrichten, und deine Kenntnisse zu vermehren; du hättest es darinnen viel weiter bringen können, weil du Verstand hast; aber du vernachläßigest das Studieren, du bist bloß mit deinem Nachttische und mit deinem Anzuge beschäfftiget. Allein, es ist umsonst, diese Dinge werden dich in einigen Jahren für den Verlust deiner Schönheit nicht schadlos halten.

Und deinem Geiste, Renette, hat das Beyspiel deiner Schwester eben diese Richtung gegeben. Du betrübest dich darüber, daß du nicht schön bist; du bist deßwegen verdrießlich, und bringst ganze Stunden vor deinem Spiegel zu, um zu sehen, ob du nicht durch den ausgesuchtesten Putz diesen Mangel ersetzen könnest. Allein, dieß alles ist vergeblich, meine Kinder, ich wiederhole es, Celestine wird nicht immer schön seyn, und du, Renette, wirst bleiben, wie du bist. Glaube es mir, und suche dich für die Schönheit, die dir fehlet, schadlos zu halten, anstatt deine Zeit mit unnützem Kummer zu verderben. Eine jede von euch ist bey ihrer Geburt mit verschiedenen Vorzügen begabet worden. Celestine hat die Schönheit erhalten, aber die Feye Vorsicht, die man zu meiner Niederkunft einzuladen vergaß, hat sich niemals zu ihren Gunsten wollen erweichen lassen, und hat den Ausspruch gethan,

daß sie niemals, insbesondere was die Zufälle des Lebens beträfe, weiter sehen würde, als ihre Nase reichte. Die Feye Klugheit hatte Mitleiden mit dem Kummer, den ich darüber empfand. Ich kann mich, sagte sie zu mir, dem Willen der Feye Vorsicht, die älter als ich ist, nicht widersetzen. Ich habe in dem Buche des Schicksals gesehen, daß ein glückliches Loos auf Celestinen wartet, aber es wird ihr nicht eher zu Theil werden, bis sie ihre Schönheit verloren haben, und vermögend gewesen seyn wird, ohne die Hülfe ihrer Reize eine Leidenschaft zu erregen.

Du siehst, meine Tochter, fuhr sie fort, indem sie sich an Celestinen wandte, daß viel darauf ankömmt, daß du dir meinen Rath zu Nutze machest, und daß du sehr Unrecht hast, dich bloß mit deiner Schönheit zu beschäfftigen, die stets ein Hinderniß deiner Glückseligkeit seyn wird.

Der Fehler, den ich bey deiner Geburt begieng, machte mich aufmerksam, da deine Schwester zur Welt kam. Ich ließ acht Tage vorher die Feye Vorsicht und meine gute Freundinn die Klugheit einladen, meine Gevatterinn, die Feye Lichtvoll, ward auch nicht vergessen; die Feye Schönheit war abwesend, und konnte nicht kommen, schickte mir aber ihre Base, die Feye Unschön. Diese waren bey deiner Geburt gegenwärtig, Renette, und nahmen dich, eine nach der andern in ihre Arme. Unschön begabte dich mit einer verständigen und muntern Gesichtsbildung. Die Feye Lichtvoll gab dir die Geschicklichkeit zu allen schönen Künsten, und begabte dich mit Standhaftigkeit und Muthe. Vorsicht, die zum Groll geneigt ist, erlaubte dir nur, be-

dachtsam zu seyn, verwilligte dir aber die Vorsichtigkeit nur alsdann, wenn dich das Unglück würde belehrt haben. Und ich, rief geschwinde die Feye Klugheit aus, ich begabe sie mit dem Talente, mitten unter allen Widerwärtigkeiten glücklich zu seyn. Lichtvoll fügte hinzu, ich bins zufrieden, und um ihr Glück noch zu vermehren, begabe ich sie mit einem mitleidigen und wohlthätigen Herzen. Dieß, Renette, dieß ist das Loos, das auf dich wartet. Wir setzten vergeblich in die Feye Vorsicht, sich über die Unglücksfälle, die dir droheten, zu erklären, sie beharrte hartnäckig bey ihrem Stillschweigen. Nun, meine Töchter, nun kömmt es auf euch an, euch das zu Nutze zu machen, was ich euch entdeckt habe, du, Celestine, dadurch, daß du dich bemühest, vermittelst deines Charakters und deines Verstandes ohne die Hülfe deiner Reize zu gefallen; und du, Renette, dadurch, daß du dir geschwinde Kenntnisse und Talente erwirbst, um dir an denselben die Hülfsmittel gegen das Unglück zu verschaffen, deren du, wie es scheint, nöthig haben wirst.

Emilia.

Ist das schon alles, Mama?

Die Mutter.

O nein.

Emilia.

Desto besser, denn das vergnüget mich sehr.

Die

Die Mutter.

Diese Rede machte wenig Eindruck auf Celestinen. Es kam ein Besuch, man fand sie schön wie einen Engel; sogleich vergaß sie den Götterspruch, und dachte nur an das Vergnügen zu gefallen, und ihre Schönheit rühmen zu hören. Renette stellte einige Ueberlegungen an, war von dem Kummer ihrer Mutter gerührt, und faßte den Entschluß, sich mehr auf die Zeichenkunst, die Musik und das Lesen zu legen; aber beyde waren auf einen Ball gebeten; die Stunde, vor ihren Nachttisch zu treten, kam herbey, und sie liefen beyde mit eben der Eilfertigkeit und Sorglosigkeit dahin, als ob sie nichts von ihrem künftigen Schicksale gehört hätten.

Celestine fand auf ihrem Zimmer ein schönes Kleid zum Balle, von blauem Atlas und Silber, und jede Falbel war mit einem gelben Diamanten angeheftet. Die Feye Vorsicht hatte es ihr geschickt, um sie zu verführen, und die Lehren ihrer Mutter desto geschwinder vergessen zu lassen. Dieses Geschenk brachte die Wirkung, die sie davon erwartete, hervor. Celestine war vor Freuden ganz ausser sich. Sie eilte, ihr schönes Kleid Renetten zu zeigen. Diese, welche noch über die Unterredung, die sie kurz vorher mit ihrer Mutter gehabt hatten, etwas nachdachte, betrübte sich für ihre Schwester, über die ausschweifende Freude, die sie an ihr erblickte. Sie wollte ihr eben ihre Gedanken darüber mittheilen, da sich das Fenster ihres Zimmers öffnete, und sie auf einmal vier Tauben, so weiß wie Schnee, hereinkommen sahen. Sie trugen einen großen

Korb, den sie zu Renettens Füßen hinsetzten; er öffnete sich von sich selbst; die vier Tauben entfalteten ein schönes Kleid von rosenfarbnem Atlas und Silber, das Celestinens Kleide nichts nachgab, und mit Smaragden aufgeschürzt war. Dieß war ebenfalls ein Geschenk der Feye Vorsicht, die alles vorhersah. Nachdem die vier Tauben ihren Auftrag ausgerichtet hatten, giengen sie auf eben demselben Wege zurücke, und das Fenster schloß sich wieder zu. Es währete nicht lange, so war Renette eben so verblendet wie ihre Schwester. Regentine, welche sah, was für einen Eindruck diese Geschenke auf den Verstand ihrer Töchter machten, wurde anfänglich versucht, sie ihnen wegzunehmen, aber die Furcht, ihnen dadurch noch größere Unglücksfälle zuzuziehen, hielt sie zurücke. In dieser Verlegenheit begab sie sich in ihr Cabinet, und rief bey sich selbst die Klugheit zu Hülfe, die ihr auch sogleich erschien. Sie sind mit Rechte unruhig, sagte ihr die Feye, wegen der Wirkungen, welche diese Geschenke auf ihre Töchter machen können. Sie kennen nicht einmal die ganze Gefährlichkeit derselben. Diese Kleider haben die Kraft, denjenigen, die sie tragen, die Ueberlegung und das Gedächtniß zu benehmen, und sie bloß gegen das Vergnügen, sich zu bewundern, empfindlich zu machen. Ich habe ihnen schon gesagt, daß ich das Schicksal der Celestine nicht ändern könne, sie muß sich dasselbe gefallen lassen. Was Renetten betrifft, so habe ich sie itzt auf ihrem Nachttische einen Kopfputz finden lassen, der sie gegen die Zauberkraft ihres Kleides schützen wird. So oft sie sich in Gefahr befinden wird, einen

übel=

übeln Gebrauch von ihren Ueberlegungen, wenn man anders unrichtige Vorstellungen so nennen will, zu machen, so werden sie die Rosen in ihrem Kopfputze dergestalt stechen, daß sie das, womit sie sich beschäfftigte, aus dem Gesichte verlieren, und um der Schmerzen los zu werden, von sich selbst ihr schönes Kleid ablegen wird. Regentine dankte der Feye sehr dafür. Dieß ist nicht alles, erwiederte diese; hier gebe ich ihnen einen Spiegel, der die Eigenschaft hat, die Sachen so vorzustellen, wie sie sind. So bald ihre Töchter anfangen, des Balles müde zu werden, so halten sie ihnen diesen Spiegel vor, und thun sie genau das, warum sie in dem ersten Augenblicke ihres Erstaunens von ihnen werden gebeten werden. Mit diesen Worten verschwand sie.

Regentine war nun etwas ruhiger, that den Spiegel in ihre Tasche, und verließ ihr Cabinet, um bey dem Nachttische ihrer Töchter gegenwärtig zu seyn, die schon zum Ausgehen fertig waren. Renette zeigte ihr die Rosen und die Juwelen, die sie auf ihrem Nachttische gefunden, und womit sie sich geschmückt hatte, und nach mancherley närrischen Reden, welche die Freude beyden Schwestern eingab, giengen sie auf den Ball.

Ihr Glanz blendete die ganze Gesellschaft. Celestine war so schön, daß man ihren Anblick nicht ertragen konnte. Man gab ihr, wie gewöhnlich, den Vorzug vor ihrer Schwester; allein Renette war so zufrieden mit ihrem Putze, so munter und vergnügt, so eingenommen von sich selbst, daß sie dessen nicht gewahr wurde, und sich für eben so schön hielt als Celestinen.

Der Prinz Colibri wollte närrisch werden, da er Celestinen tanzen sah. Er faßte sogleich den Vorsatz, ihr seine Hand antragen zu lassen. Celestine nahm alle Ehrenbezeugungen dieser glänzenden Gesellschaft mit Gefälligkeit an, und dachte bey sich selbst, daß es kein größeres Glück auf Erden gebe, als schön zu seyn, und ein mit Topasen besetztes Kleid von blauem Atlas und Silber zu haben. Eben diesen Gedanken hatte auch Renette bey ihrem mit Smaragden aufgeschürzten Kleide von rosenfarbnem Atlas und Silber, denn da diese beyden Kleider von der Feye Vorsicht dieselbe Kraft erhalten hatten, so erregten sie auch zu gleicher Zeit dieselbe Vorstellung in beyden Schwestern. Auf einmal griff Renette mit ihrer Hand nach dem Kopfe und that einen Schrey, der jedermanns Augen auf sie richtete; man beeiferte sich, ihr Hülfe zu leisten, aber sie konnte das, was sie empfand, nicht beschreiben. Die schmeichelhaften Complimente, die man ihr machte, erweckten eitle Gedanken in ihr, die ihr einen zweyten Stich zuwege brachten, der noch stärker als der erste war. Sie that einen zweyten Schrey, und sagte, daß sie plötzlich von unerträglichen Kopfschmerzen wäre überfallen worden, daß sie aber nun fast vorbey wären. Sie dankte denjenigen, die sich um sie bemühet hatten, sehr, und fieng wieder zu tanzen an, als ob ihr nichts gewesen wäre. Allein dieß dauerte nicht lange. Da sie vor einem großen Spiegel vorüber gieng, betrachteten sich beyde Schwestern mit so vieler Selbstzufriedenheit in demselben, daß sie von einem dritten, weit längern und stärkern Stiche, als die vorhergehenden waren, bald ohnmächtig ge=

geworden wäre. So lange sie den Stich fühlte, dachte sie richtig; sie getraute sich also nicht zu schreyen, aus Furcht, man möchte sie zuletzt für närrisch halten. Sie suchte ihre Mutter. Sie sah dieselbe in einem Winkel des Saales, mit Thränen in den Augen über die Thorheit und die Ausschweifungen ihrer Töchter. Erst wollte sie sich in ihre Arme werfen; allein der Stich wurde schwächer und sie fühlte ihn nicht mehr, da sie einen Herrn, der sie zum Tanze aufforderte, die Hand gab. Kurz, Vergnügen und Eitelkeit berauschten sie dergestalt, und die Stiche wurden so häufig und so anhaltend, daß keiner auf den andern wartete. Da geschah es nun, daß sie ihre Mutter bat, den Ball unverzüglich mit ihr zu verlassen. Zum Glücke für sie glitschte Celestine im Tanzen aus und wollte ebenfalls weggehen. Regentine nahm darauf ihren Spiegel aus der Tasche, und sagte zu ihnen: sehet doch einmal nach, ob ihr nicht einige Juwelen verloren habt. Sie sahen beyde zu gleicher Zeit hinein. Celestine lachte überlaut, und Renette war so beschämt, daß sie beyde Hände vors Gesicht hielt. Mama, sagte sie, lassen sie doch diese garstigen Tauben allenthalben aufsuchen, sie mögen ihr Kleid wiedernehmen, ich will es nicht mehr sehen. Und ich, sagte Celestine, ich bitte sie, Mama, lassen sie mich doch so abmahlen, damit ich nicht mehr versucht werde, mich so zu kleiden. Ich sehe aus wie eine Närrinn.

Emilia.

Aber was hatten sie denn im Spiegel gesehen, Mama?

Die Mutter.

Du bist sehr ungeduldig, Emilia, ich wollte dirs eben sagen. Nu, in dem Spiegel waren sie so eingeschrumpft, sie schienen so klein, so klein zu seyn, als ein Kind das eben auf die Welt kömmt. Celestine sah an ihrem Kopfe anstatt der Blumen, die sie da zu haben glaubte, nichts als Kinderklappern, Puppen, Drathmännerchen, und allerhand Arten von kindischem Spielzeuge, und in einem Winkel des Saales sah sie, wie die meisten von denjenigen, die sie mit Lobsprüchen überhäuft hatten, sie lächerlich machten und die Achseln zuckten, indem sie von ihr sprachen.

Renette sah alle ihre Rosen in Dornen verwandelt. Ihr ausgesuchter Putz schien ihr einen lächerlichen Contrast mit ihrer nicht schönen Gestalt zu machen, und sie hörete, daß man, da sie weggieng, sagte, es ist Schade, daß man Verstand haben, und doch so unwissend und kindisch seyn kann: Celestine und Renette können nichts als tanzen und lachen wie Kinder. Regentine, die so viel Verdienste hat, ist sehr zu beklagen, daß sie solche Maykäfer zu regieren hat.

Da sie nach Hause gekommen war, ließ Regentine vier von ihren Edelknaben ausreiten, um allenthalben vier weiße Tauben zu suchen. Sie gab auch Befehl, daß man ihr den besten Mahler holen sollte. Unterdessen legten sie und ihre Töchter sich zu Bette. Celestine sah sich genöthiget, sich ganz angezogen niederzulegen. Ihr Kleid blieb an ihrem Leibe kleben, so viel Mühe man sich auch gab, sie davon loszumachen.

Renet=

Renettens Kleid hingegen fiel von sich selbst ab, so bald sie in ihrem Zimmer war. Nur die Rosen konnte man niemals von ihrem Kopfzeuge trennen, und dieß machte, daß sie rosenfarbne Träume hatte.

So bald Regentine aufwachte, fragte sie, ob ihre Edelknaben wieder zurück gekommen wären. Man sagte ihr, daß drey von ihnen vergeblich ihre Staaten durchlaufen, und nirgends vier weiße Tauben hätten finden können. Was den Mahler beträfe, so wartete er schon eine Stunde darauf, wann die Prinzessinnen aufstehen würden. Regentine ließ Celestinen kommen, und der Mahler fieng sogleich sein Bild an. Je weiter er mit dem Gemälde kam, desto mehr machte sich Celestinens Kleidung von sich selbst los, und da das Bild fertig war, fand sie sich mit einer sehr feinen weißen Leinwand bekleidet, auf welcher allerhand Arten von Mücken und Schmetterlingen gemahlt waren.

Indem Celestine gemahlt wurde, kam der vierte Edelknabe ganz ausser Odem und mit Schweiß bedeckt an. Er hatte so wie seine Camaraden, aber eben so vergeblich als sie, alle Staaten Regentinens durchlaufen. Allein auf seinem Rückwege erblickte er an der Ecke eines Gehölzes eine alte Frau, die vier weißen Tauben zu essen gab. Er ritt in vollem Galopp auf sie zu. Die Alte hielt ihn für einen Räuber, that ihre Tauben geschwinde in einen Korb und gieng in das Gehölze hinein. Der Edelknabe traf fast zu gleicher Zeit mit ihr da ein, konnte es aber nicht begreifen, wie sie es gemacht habe, um hinein zu kommen, denn das Gehölze war

so dicht verwachsen, daß man nicht hinein dringen konnte. Er gieng lange da herum, ohne den Eingang finden zu können, und war im Begriffe, sein Unternehmen aufzugeben, da er ein schönes kleines Mädchen neben sich sah, die ihm einen Korb mit Hanfsaamen anbot. Mein schöner junger Herr, sagte sie zu ihm, wollen sie mir meinen Rest abkaufen? Ich habe da auch schöne Aepfel; glauben sie mir, sie werden wohl daran thun, sie zu kaufen; und dann werden sie auch ein gutes Werk thun, denn ich habe eine sehr kranke Mutter, sie hat mir dieses alles zu verkaufen gegeben, und ich habe heute noch nichts verkauft. Der Edelknabe nahm einen von ihren Aepfeln, weil er sehr durstig war; er aß ihn mit Begierde, und fand ihn schmackhaft. Es fiel ihm ein, wenn er Hanfsaamen vor das Gehölze streuete, so würde dieses vielleicht die Tauben anlocken, und ganz entzückt über diesen glücklichen Zufall, gab er dem kleinen Mädchen alles Geld, was er bey sich hatte, und sie gieng sehr vergnügt davon. Sogleich fieng der Edelknabe an, längst den Buchen Hanfsaamen zu streuen, und bald darauf hörte er das Murmeln der Tauben. Er versuchte es, in das Gehölze hinein zu gehen, konnte es aber schlechterdings nicht thun. Er warf noch mehr Hanfsaamen hin, und sah die Tauben zum Vorschein kommen. Die Alte folgte ihnen so geschwinde als sie nur konnte. Er wollte die Tauben, die von einem Zweige auf den andern hüpften, fangen, aber sie entwischten ihm immer. Da er endlich sah, daß die Alte ausser Odem war, sagte er zu ihr, überlaß mir deine vier Tauben, ich will dir Aepfel geben,

um

um dich zu erfrischen. Verliere deine Zeit nicht mit Anerbietungen, schrie sie ihm zu, wirf sie gegen die Buchen, bis keine mehr in dem Korbe sind. Der Edelknabe gehorchte der Alten und that wohl daran, denn die Buchen entzündeten sich und brachen immer mehr in Flammen aus, je mehr Aepfel er dagegen warf. Die Alte rief ihre Tauben zurücke, die sich auf ihren Kopf und auf ihre Schultern setzten, und das ganze Gehölze wurde verzehrt, ohne daß sie ein Haar, oder ihre Tauben eine Feder dabey verloren. Da merkte der Edelknabe, daß er es mit einer Feye zu thun hatte, und warf sich vor ihr nieder. Du hast Muth und Standhaftigkeit, mein schöner Jüngling, sagte sie zu ihm, und du wirst dafür belohnt werden. Raffe deinen Hanfsaamen zusammen, und thue ihn in deine Taschen, um meine Tauben zu füttern, und laß uns gehen, denn die Prinzessinn Regentine wartet mit Ungeduld auf uns. Er gehorchte ihr ohne Bedenken, so sehr war er von Ehrerbietung gegen sie eingenommen.

Da die Alte mit der Prinzessinn alleine war, gab sie sich für die Feye Klugheit zu erkennen. So bald ich sie gestern verlassen hatte, sagte sie zu ihr, lief ich, mich der Tauben der Feye Vorsicht zu bemächtigen, denn sie allein können Renetten von ihrem Kleide befreyen. Ich hatte mich vorher mit einer Erlaubniß unsrer Beherrscherinn versehen, die mir eine von ihren Staatsfräulein mitgab, um mich gegen die Fallstricke, die mir die Vorsicht legen würde, zu schützen. Ich sah auch wirklich, so bald sich ihr Edelknabe zeigte, einen Falken, der auf meine Tauben

stoßen wollte. Ich merkte, daß er von meiner ältern Schwester abgeschickt war, und zog mich in das Gehölze zurücke. Sogleich erhob sich eine undurchdringliche Buchenwand. Die Staatsfräulein unsrer Beherrscherinn kam mir zu Hülfe, und gab dem Edelknaben die Mittel an die Hand, das bezauberte Gehölze zu fällen, und nun bin ich hier. Lassen sie uns keine Zeit verlieren, und das Kleid wieder in den Korb legen. Sobald die Tauben werden davon geflogen seyn, so wird sich das Kopfzeug der Renette losmachen, welches ein Verwahrungsmittel gegen die Macht der Feye Vorsicht war.

Sie giengen darauf in das Zimmer der jungen Prinzessinnen. Sie fanden das Bild fertig; aber Celestine war nicht damit zufrieden, weil es sie so vorstellte, wie sie seyn sollte, wenn sie ihre Schönheit würde verloren haben. Renette stellte sehr gründliche Ueberlegungen über alles, was ihr begegnet war, an, und der Edelknabe warf den Tauben Hanfsaamen vor, wie es ihm die Alte befohlen hatte. Sie schlug mit ihrem Stabe auf die beyden Kleider, die in Staub zerfielen und in Rauch verdunsteten. Darauf gab sie den Tauben, die sie nicht mehr brauchte, ihren Abschied. Sie giengen unter anhaltendem Zischen davon, und verwandelten sich in Eulen. Die Alte sagte dem Edelknaben, daß er mit dem übrigen Hanfsaamen machen könnte was er wollte. Er steckte schon seine Hand in die Tasche, um ihn zum Fenster hinaus zu werfen; allein er zog sie voll von Diamanten und Edelgesteinen von allen Farben zurücke. Dieß, sagte ihm die Feye, ist die Vergeltung deiner Wohlthätigkeit

und

und deines Eifers, Regentinens Befehle auszurichten. Du hast deine Aepfel mit mir theilen wollen, da du selbst vor Hunger und Durst fast verschmachtetest. Das, was ich dir hier gebe, könnte das Glück von mehr als einem jungen Menschen, wie du bist, machen. Großen Dank, Frau Feye, antwortete ihr der Edelknabe, ich will das meiner Mutter bringen.

Vergiß nicht, Celestine, fuhr Klugheit fort, dieses Gemählde anzusehen, so oft du versucht wirst, dir auf deine Gestalt etwas einzubilden und der Eitelkeit Gehör zu geben. Und du, Renette, du hast Zeit genug gehabt, auf deinem Kopfküssen Betrachtungen anzustellen, du kannst nun deine Rosen und deine Juwelen losmachen. Ach, meine Pathe, rief Renette aus, lassen sie mir doch wenigstens eine von diesen Rosen, damit sie mich an ihre Lehren erinnern, wenn ich etwa versucht würde, sie zu vergessen. Das kann ich nicht, mein Kind, antwortete die Feye, aber wenn du dich in der Verlegenheit finden wirst, will ich dir daraus helfen, wenn du nicht vergißt, mir zu rufen; denn ich habe nur die Macht, denjenigen zu helfen, die mich zu Hülfe rufen, ehe sie einen Entschluß fassen. Renette versprach ihr solches, die Feye gieng fort, und man wünschte ihr eine glückliche Reise.

Unterdessen war der Prinz Colibri = = =

Emilia.

Aber warum hieß er Colibri, Mama? das ist doch ein artiger Name!

Die

Die Mutter.

Weil er durch die Macht einer bösen Feye etliche Jahre lang in einen Vogel, der diesen Namen trägt, war verwandelt gewesen. Der Prinz Colibri also war von Celestinens Schönheit so sehr gerührt, daß er eilends zu seinem Vater, dem Prinzen Ganzrund zurückkehrte, um die Erlaubniß zu erhalten, ihr seine Hand anbieten zu lassen. Man rüstete zu dem Ende eine schöne Gesandtschaft aus. Der Prinz Ganzrund liebte zwar die Ceremonien und das Gepränge eben nicht, doch sah er wohl ein, daß man solches bey dieser Gelegenheit nicht vermeiden könne, und ließ es sich willig gefallen. Sein Land gränzte an Regentinens Land, und nichts war dem Vortheile beyder Höfe gemäßer als diese Verbindung. Man kam auch bald wegen dieser Sache mit einander überein, und machte die prächtigsten Zurüstungen zur Hochzeit. Colibris Vater trat seinem Sohne die Regierung ab, und behielt sich nur ein einziges Landgut vor, das er zu seinem Aufenthalte machte. Die Heurath wurde vollzogen, und Celestine reiste mit dem Prinzen ihrem Gemahle ab, um sich in seine Staaten zu begeben, wo sie als Beherrscherinn empfangen wurde.

Renette sah wohl ein, daß es ihr nicht so leicht seyn würde, sich zu verheurathen, als ihrer Schwester. Sie war also ernstlich darauf bedacht, sich über den Mangel der Schönheit zu trösten, und sich andere Vorzüge zu verschaffen. Sie bekam Geschmack am Arbeiten und am Studieren. Sie hatte immer mit ziemlicher Leichtigkeit gelernt, aber nichts ergründet; sie wählte die Musik zu ihrem

ihrem Lieblingsstudium, und suchte sich darinnen vollkommener zu machen. Nun machte sie sich einen Plan zum Lesen, und las bald zum Unterrichte bald zum Vergnügen, und so erwarb sie sich nach und nach eine sehr große Menge von Kenntnissen. Sie zog verschiedene Vortheile daraus; denn ausser dem Vergnügen, das sie täglich dabey genoß, erhielt ihr Geist dadurch neue Annehmlichkeiten, und es währete nicht lange, so bewarb man sich mehr um sie, als man je um ihre Schwester mit aller ihrer Schönheit gethan hatte.

Der jüngere Sohn des Prinzen von den drey Sternen, der keine eigenthümliche Güter, und in den Staaten seines Vaters nichts zu thun hatte, reiste zu seinem Vergnügen. Man nannte ihn den Friedfertigen, weil er alle Uneinigkeiten und Zänkereyen, die in seiner Familie entstunden, schlichtete. Er kam an Regentinens Hof, um da drey Wochen zuzubringen, war aber mit der Art, wie man ihn aufnahm, so zufrieden, daß er drey Jahre da blieb. Der Prinz Colibri stellte ihm zu Ehren allerhand Lustbarkeiten an. Celestine und er ergriffen alle Gelegenheiten, ihre Pracht zu zeigen, und sie waren dieser Art von Belustigung so gewohnt, daß sie Langeweile hatten, gähnten und zuletzt verdrießlich wurden, und mit jedermann zankten, wenn etwa einmal fünf oder sechs Tage vorbey giengen, ohne daß ein neues Schauspiel erfunden wurde. Da man aber alles dessen, was man mißbraucht, müde wird, so fanden Celestine und Colibri in kurzer Zeit an allen Vergnügungen, die man ihnen anbot, nichts reizendes mehr. Der Aufseher über die kleinen

Ver=

Vergnügungen des Prinzen wurde bedrohet, daß er weggejagt werden sollte, wenn er es nicht besser machte. Er schrieb in die ganze Welt, um die Ideen aller berühmten Leute darüber einzuholen. Man schickte ihm Entwürfe, fertige Werke und Leute, die sie aufführen konnten. Der Prinz und die Prinzessinn fanden dieses alles sehr schön, allein kaum war die Lustbarkeit vorbey, so gähnten sie wie zuvor. Man nahm endlich seine Zuflucht zu den Feyen. Einige von ihnen behaupteten, das müßige Leben, welches Celestine und Colibri führten, sey allein Schuld daran, daß sie Langeweile hätten. Andere, die mehr Nachsicht hatten, verstunden sich dazu, ihnen beyzustehen, und machten sich anheischig, sie zum Ersticken lachen zu lassen; allein das Lachen ist ein augenblickliches Wohlseyn, und macht nicht glücklich. Der Prinz und die Prinzessinn erfuhren solches. Die Feye Flitterstaat, deren ganzes Einkommen in den Abgaben bestund, die ihr die Modenhändler und die Stofffabricanten entrichten mußten, schenkte Celestinen zween Monate von ihrem Einkommen zum Auszupfen. Dieses Geschenk entzückte Celestinen, sie zupfte einige Tage vom Morgen bis auf den Abend aus; allein diese Beschäfftigung verursachte ihr bald Uebelkeiten. Flitterstaat ordnete darauf ein Schauspiel von einer ganz neuen Art an. Der Schauplatz war auf einer Wiese dem Schlosse gegenüber, so daß es Celestine ansehen konnte, ohne von ihrem weichen Lehnstule aufzustehen; sie durfte nur den Kopf umwenden, welches ihr schon schwer genug fiel, weil sie dadurch, daß sie so lange nichts gethan hatte, äusserst träge geworden

worden war. Diese Lustbarkeit sollte des Nachts vor sich gehen. Die Wiese wurde vermittelst der Macht der Feye auf einmal mit Säulen von Alabaster umgeben, an welchen sich Laubwerk von Gold und Juwelen herumschlang; in allen Zwischenräumen waren runde Schauplätze, wo die Herren und Damen von Hofe saßen. Das Volk war hinter ihnen, und sah vermittelst großer und weiter Sehröhren zu, wo zur Bequemlichkeit des Publikums zehn Personen auf einmal hineinsehen konnten. Die Feye ließ den Damen und Herren schöne Tobacksdosen austheilen; auf ein gegebenes Zeichen öffneten sich alle Tobacksdosen auf einmal, und aus jeder kam ein schönes kleines paar fleischigter Finger heraus, die, da sie jeden Zuschauer bey der Nase faßten, alle zwangen, den Kopf zu gleicher Zeit in die Höhe zu richten, und so sahen sie in der Luft das schönste Feuerwerk, wovon man jemals reden gehöret hat. Die bezauberten Finger regierten ihre Aufmerksamkeit mit einer bewundernswürdigen Behendigkeit, und machten, daß sie sich immer zur rechten Zeit mit der Nase umwandten. Die Prinzessinn und der Prinz lachten aus vollem Halse, da sie alle diese in die Höhe gerichteten Nasen sahen. Doch bald darauf wurde ihnen ein noch schmeichelhafteres Schauspiel vorgestellt. Alle Zuschauer nahmen plötzlich die Gestalt von Celestinen und von Colibri an sich, und sie hatten die Befriedigung allenthalben wo sie nur hinsahen, sich selbst in verschiedenen Altern und in allerhand Arten von Stellungen zu erblicken; doch bald wurden sie ihrer selbst überdrüßig, und baten die Feye Flitterstaat inständig, den Zauber aufhören zu lassen.

So bald sie diesen Wunsch gethan hatten, so verschwand alles. Nur die bezauberten Finger lagerten sich um die Feye her, und warteten auf ihre Befehle. Sie that sie alle in einen Mörsel, ließ sie zerstoßen, und nicht lange darauf kam ein schöner junger Mensch heraus, den der Prinz und die Prinzessinn so liebenswürdig fanden, daß sie ihn erst zu ihrem Günstlinge und dann zu ihrem ersten Staatsbedienten machten. Die Geschäffte wurden um so viel besser verwaltet, aber die Langeweile drückte sie täglich schwerer, ihre Gesundheit litt darunter, und in kurzer Zeit fanden sie sich höchst unglücklich.

Indem sich Celestine und Colibri vergeblich bemüheten, die Glückseligkeit ausser sich zu finden, wurde der Prinz Friedfertig täglich mehr von Renettens Verdiensten eingenommen, und bedauerte es, als ein jüngerer Sohn seines Vaters, keine eigenthümliche Güter zu besitzen, und keinen Thron zu haben, den er ihr anbieten könnte. Wie glücklich würde ich seyn, sagte er, eine so sanfte, so bescheidene, so vernünftige Frau zu haben! Sie ist voll Verstand und Gaben, und doch entfährt ihr niemals ein Wort, woraus man schließen könnte, daß sie in der Kunst so erfahren sey; kein Wort, welches diejenigen, die weniger geschickt sind, als sie, demüthigen könnte. Die Schaamhaftigkeit und die Wohlanständigkeit, dieser schönste Schmuck der Frauenzimmer, zeigen sich in allen ihren Handlungen. Sie will nur das, was ihre Mutter will; sie wird auch nichts anders wollen, als was ihr Mann will. Sie weiß sich zu beschäfftigen, sie weiß sich selbst in allen Fällen zu helfen; sie wird eine gute Wir-

thinn

thinn seyn. Sie ist mitleidig, sie wird wohlthätig und großmüthig seyn. Ah, warum kann ich ihr keinen Thron anbieten! Dieß war immer sein letztes Wort.

Renette war von ihrer Seite nicht gleichgültig gegen die Verdienste des Prinzen Friedfertig, und bedauerte es ebenfalls, daß sie sich in Absicht auf ihre äusserlichen Umstände nicht für einander schickten. Regentine merkte, was sie beyderseits wünschten, und sprach davon mit ihrer Tochter. Renette, die nichts vor ihrer Mutter verborgen hielt, gestund ihr, daß sie Zuneigung gegen den Prinzen hätte. Regentine fand ein Mittel, alles in Ordnung zu bringen; sie wollte nämlich dem Prinzen Friedfertig ihre Tochter und ihre Staaten geben, und sich bloß die Regierung vorbehalten. So bald sie diesen Entwurf gemacht hatte, so bald wurde er auch ausgeführt. Man schickte Gesandte an seinen Vater, den Prinzen von den drey Sternen, der unverzüglich seine Einwilligung dazu gab, und die Hochzeit wurde kurz nach der Zurückkunft der Abgesandten gefeyert. Da der Prinz Friedfertig und Renette keinen sonderlichen Geschmack an Feyerlichkeiten hatten, so wurden keine ausserordentliche Lustbarkeiten angestellt, und man befriedigte sich damit, an Regentinens Hofe einen großen Gallatag zu halten, und einen Ball zu geben. Dieser Ball erinnerte die Prinzessinn an denjenigen, auf welchem sie vor zwey Jahren gewesen war. Diese Erinnerung hieß sie an die Feye Klugheit denken, der sie so viel Dankbarkeit schuldig war. Sie erröthete darüber, daß sie versäumet hatte, dieselbe wegen ihrer Heurath um Rath zu fragen,

und lief zu ihrer Mutter, um ihr diesen beschämenden Gedanken mitzutheilen. Regentine munterte sie auf, so gut als sie konnte, machte sich aber doch geheime Vorwürfe über die Eilfertigkeit, mit welcher sie die Verheurathung ihrer Tochter, ohne das Gutachten ihrer Beschützerinnen, geschlossen hätte. Vergeblich sagte sie zu sich selbst, ihre Zärtlichkeit gegen Renetten, und das Verlangen, ihr Glück geschwinde zu befördern, hätten ihr nicht Zeit dazu gelassen; sie konnte ihr Unrecht nicht vor sich selbst verbergen. Sie verließ die Gesellschaft und rief der Klugheit mit lauter Stimme. Klugheit antwortete nicht. Endlich ließ sie sich durch ihr wiederholtes Bitten um Gnade erweichen, und erschien. Ich kann nichts mehr für sie thun, sagte sie zu ihr, sie und ihre Tochter haben es versäumt, mich in der wichtigsten Angelegenheit ihres Lebens zu Rathe zu ziehen; sie muß ihre Strafe dafür leiden; sie muß aus Erfahrung lernen, wie viel darauf ankömmt, nichts ohne mich zu thun. Und sie, Prinzessinn, sollen zur Strafe, daß sie sich blindlings nach den Trieben ihrer zärtlichen Liebe und nicht nach meinem Gutachten gerichtet haben, nicht eher wieder erwachen, bis ihre Töchter verändert seyn werden. Mit diesen Worten berührte sie Regentinen mit ihrem Zauberstabe, und sie fiel in einen tiefen Schlaf.

Renette war unruhig, daß sie ihre Mutter nicht wieder kommen sah, und ließ sie allenthalben suchen. Man fand sie eingeschlafen in ihrem Cabinette. Erst glaubte man, daß sie sich übel befunden hätte; es währte aber nicht lange, so wurde man gewahr, daß sie bezaubert wäre.

Renettens Geschrey erschallte darauf durch den ganzen Pallast. Man sprach sehr verschieden von dieser Begebenheit; ein jeder suchte sich den Augenblick, da noch niemand am Ruder saß, zu Nutze zu machen, und der Prinz Friedfertig arbeitete daran, sich als künftigen Thronerben zum Regenten des Reichs erklären zu lassen, bis es den Feyen gefiele, seine Schwiegermutter wieder aufzuwecken. Nicht zu geschwinde, sagte seine Frau zu ihm, man muß die Feyen Klugheit und Lichtvoll zu Hülfe rufen; Vorsicht muß auch zu Rathe gezogen werden, um zu wissen, was hier zu thun ist. Ich habe mit dieser Hexenbande nichts zu thun, antwortete Friedfertig; bey meinem Vater von den drey Sternen regierte ich mich ganz alleine; ich glaube, daß du mich für meinen Schwager Colibri ansiehst? Ich will den Rath versammeln lassen, und alles wird gut gehen. Du weißt nicht, versetzte Renette zärtlich, du weißt nicht, lieber Prinz, welcher Gefahr du dich dadurch bloß setzest. Sie entdeckte ihm darauf alle Familiengeheimnisse, und das Schicksal, womit sie bedrohet wäre. Gut, antwortete er ihr, laß sie zusammen kommen, berathschlage dich mit ihnen, und macht euch mit einander lustig. Ist ihr Rath gut, so will ich ihm folgen, denn ich liebe den Frieden; taugt er nichts, so bin ich ihr Diener, und gehe in den Staatsrath.

Renette ließ eilends die Feyen Lichtvoll, Vorsicht und Klugheit einladen. Sie kamen an. Du hast wohlgethan, uns zu rufen, sagte die Feye Klugheit ganz sachte zu ihr. Was mich betrifft, so darf ich dir zwar mein Gutachten nicht geben, aber meine Gegenwart wird dich gegen einen

Theil der Fallstricke schützen, die dir meine ältern Schwestern legen konnten. Renette trug ihnen die Lage der Sachen vor, in welcher sie und der Prinz ihr Gemahl, sich befänden. Die Feye Lichtvoll gab sogleich zwanzigerley Projecte an die Hand, welche die Vorsicht alle nach einander, so wie sie vorgelegt wurden, zernichtete. Renette stellte mit vieler Bescheidenheit vor, was ihr Mann davon dächte und zu thun willens wäre. Vorsicht fieng an zu lächeln, und zählte weitläuftig alles dasjenige her, was er nicht thun müßte. Der Prinz kam dazu, hörte sie an, mußte sich vor Lachen die Seiten halten, und gieng fort, um bloß seinem eigenen Gutdünken zu folgen. Die Feyen begaben sich weg, und wünschten ihm einen glücklichen Erfolg.

Ein Jahr lang gieng alles ziemlich gut; aber eines Tages, da man in Regentinens Zimmer kam, fand man, daß sie verschwunden war. Wenige Tage vorher hatte Renette einen Prinzen und eine Prinzessinn zur Welt gebohren. Sie war noch nicht erwachet, der Prinz verbot, ihr diese Nachricht eher anzukündigen, bis man alle mögliche Nachsuchungen würde gemacht haben. Allein sie waren vergeblich. Man konnte nicht erfahren, was aus Regentinen geworden wäre. Zuletzt mußte man wohl ihre Töchter davon benachrichtigen. Sie überließen sich dergestalt der Verzweiflung, daß sie bald ihr Leben darüber eingebüßt hätten. Dieser Unfall verdoppelte die Melancholey, in welche Celestine seit geraumer Zeit gefallen war. Colibri that alles, was er konnte, sie zu zerstreuen, und konnte nichts ausrichten. Du bist doch eine wunderbare Frau,

sagte

sagte er zuweilen zu ihr, du hast alles was du wünschen kannst, alles, was du nur willst, geschieht auf der Stelle, so bald du etwas verlangest, so wird es wirklich; ich sehe nur auf dich, ich richte mich vom Morgen bis an den Abend nach deinem Willen, und du findest dich doch nicht glücklich. Was fehlet dir denn? Ich weiß es nicht, antwortete sie, aber ich habe Langeweile.

Renette war von dem Verluste ihrer Mutter eben so stark gerührt als Celestine, da sie aber einen andern Charakter hatte, so brachte ihr sanftes, gütiges Wesen ganz verschiedene Wirkungen bey ihr hervor. Ich bin auch Mutter, sagte sie zu sich selbst, ich muß mich erhalten, um meine Kinder zu erziehen; mein Mann sitzt an dem Ruder der Staaten meiner Mutter, er ist mit Geschäfften überhäuft; ohne mich mehr als er es für dienlich erachtet, darein mischen zu wollen, will ich doch sehen, ob ich ihm nützlich seyn kann. Ich will z. E. die Wittwe und den Waisen besuchen, ich will zusehen, ob der Arme in seiner Hütte nicht verlassen ist. Ich habe Kummer; ich will diejenigen trösten, die noch bekümmerter als ich sind. Des Abends werde ich mit einem Herzen voll Freude über das Gute, das ich um mich her verbreitet habe, nach Hause kommen, und mich glücklich finden. So wird der Prinz, mein Gemahl, immer Heiterkeit und Munterkeit auf meinem Gesichte erblicken; ich werde meine Gaben zu seiner Erholung anwenden, und er wird mich täglich mit neuem Vergnügen sehen. Ich merke wohl, daß ich nicht mehr auf den Schutz der Feyen rechnen darf. Ich will es versuchen,

mich durch mich selbst und ohne die Hülfe der andern glücklich zu machen.

Renette machte sich diese Gedanken und Ueberlegungen zu Nutze. Sie befolgte ihren gemachten Entwurf genau, und fand bald Ursache, sich dazu Glück zu wünschen.

Der Prinz Tiefsinn, dessen Staaten nur durch einen kleinen Fluß von Regentinens Lande abgesondert waren, fand eines Tages, da er in seinen Archiven blätterte, daß sein Ur-Urelternvater Besitzer von den Gütern gewesen war, die nun Renette besaß. Er fand zwar auch den Cessionsbrief, wodurch diese Güter in bester Form Rechtens waren abgetreten worden; er behauptete aber, daß derselbe Regentinen kein Recht gebe, sie zu Gunsten ihres Schwiegersohnes zu verwenden, und daß sie nach ihrem Tode, weil keine männliche Erben da wären, wieder an ihn zurückfallen müßten. Er schickte einen Abgesandten an den Prinzen Friedfertig, um ihm seine Ansprüche bekannt zu machen. Friedfertig war nicht ganz ruhig bey der Sache. Er untersuchte Regentinens Rechtsgründe, und fand, daß sie ihm wirklich ihr Erbe ohne genugsame Ueberlegung vermacht habe. Inzwischen stellte ihm Renette vor, daß er sich als Regent und als Schwiegersohn nicht entbrechen könne, die Rechte ihrer Mutter zu vertheidigen, und daß man unverzüglich das ganze Land bewaffnen, und die Grenzen bedecken müßte. Der Staatsrath hingegen war der Meynung, man müßte die Frage ausweichen, und antworten, es würde noch immer Zeit seyn, dieselbe zu untersuchen, wenn das Erbe einmal verfallen wäre; Regentine existirte noch,

sie könnte alle Augenblicke wiederkommen; kurz, itzt wäre die Zeit nicht, solche Ansprüche anzuhören, oder darüber zu streiten. Diese Meynung mochte wohl die klügste seyn, sie gefiel auch dem Prinzen Friedfertig ziemlich wohl; allein Renettens Eitelkeit wurde dadurch beleidiget, daß man sich unterstund, die Macht und die Rechte ihrer Mutter in Zweifel zu ziehen. Die Abgesandten wurden zurück geschickt, und man entschloß sich zu einem Vertheidigungskriege.

Emilia.

Mama, wird der Krieg bald ausseyn, ich habe ihn nicht gern, denn ich verstehe nichts davon.

Die Mutter.

Ich glaube es wohl, ich will dich auch nicht mit einer umständlichen Erzählung desselben ermüden.

Emilia.

Aber, Mama, warum zog Renette nicht die Feye Klugheit zu Rathe, ehe sie den Krieg anfieng?

Die Mutter.

Du hast Recht, sie würde um so viel besser gethan haben, da es niemals gut ist, seine Parthey in dem ersten Augenblicke, da man sich beleidiget fühlet, zu nehmen. Sie versäumte nun einmal diese kluge Vorsichtigkeit, und alles stund unter den Waffen. Tiefsinn kam in eigner Person, den Prinzen Friedfertig in seinen Staaten

anzugreifen, und da du das Umständliche nicht liebest, so will ich dir nur so viel sagen, daß Friedfertig, nachdem er sich gut vertheidiget hatte, geschlagen, aus allen Posten, wo er sich wieder setzte, vertrieben, und zuletzt, da seine Völker zerstreuet wurden, gefangen genommen worden. Tiefsinn blieb Sieger, bemächtigte sich der Staaten Regentinens als eines eroberten Landes, und Renette war genöthiget, mit ihren zwey Kindern, ohne Vermögen und ohne Mittel, ihren Mann loszukaufen, zu ihrer Schwester zu fliehen. Sie war anfänglich äusserst traurig und bekümmert darüber. Sie bereuete es, daß sie ihren Mann zum Kriege beredet hatte; aber es war zu späte, sie sah wohl ein, daß bloße Reue keinem Uebel abhelfen kann. Sie hatte alle ihre Edelgesteine und Diamanten mitgenommen. Sie verkaufte dieselben, um das Lösegeld ihres Mannes damit zu bezahlen. Colibri und Celestine nahmen den Prinzen freundschaftlich auf, und boten ihm, so wie sie es schon gegen Renetten gethan hatten, alles an, was in ihrer Macht wäre. Friedfertig nahm ihre Anerbietungen mit Dankbarkeit an, allein das Unglück, in seinem Alter so viele und so schöne Hoffnungen vereitelt zu sehen, machte ihn sehr traurig. Die Vorstellung, daß er ohne Land, ohne Einkünfte und dabey mit einer Frau und zwey Kindern beladen sey, rührte ihn so stark, daß sich sein Charakter ganz veränderte. Er war düstern, sich selbst sehr ungleich, unruhig, alles machte ihn ungeduldig und verdrießlich; er zankte mit seiner Frau und seinen Kindern; kurz, er wurde unerträglich. Renette, die solcher übeln Begegnungen eben nicht

gewohnt war, seufzte insgeheim über diese traurige Veränderung; da sie aber viel Muth hatte, setzte sie diesen übeln Begegnungen nichts anders als eine unveränderliche Geduld, Gütigkeit und Standhaftigkeit entgegen. Da sie sah, wie nöthig sie ihrem Manne und ihren Kindern sey, so legte sie selbst ihrem geheimen Kummer das Stillschweigen auf, und um es dahin zu bringen, machte sie von allen dazu dienlichen Mitteln Gebrauch; sie ließ beständig eine Beschäfftigung auf die andere folgen, sie brachte keinen Augenblick ganz müßig zu, und dadurch gelang es ihr, sich ihr Leben gewissermaßen angenehm zu machen. Endlich wurde ihre Gesundheit, aber doch nicht ihr Muth geschwächt. Sie sah immer heiter und munter aus, und oft brachte sie es so weit, daß sie ihren Gemahl seiner Melancholey entriß.

Was sind doch die Menschen, rief Colibri aus! Meine Frau besitzt alles, was man für nöthig zur Glückseligkeit hält, und verschmachtet doch vor Langerweile und Verdruß, und ist doch unleidlich und abgeschmackt. Meine Schwägerinn hingegen, die von allen möglichen Unglücksfällen niedergedrückt wird, ist munter und glücklich, und ihr Umgang ist einnehmend, man geht niemals gern von ihr weg. Ich habe die schönste Frau auf dem Erdboden geheurathet, und ihre Schönheit nimmt durch ihre eigene Schuld täglich ab. Renette war häßlich, ihre Gesundheit wird immer schwächlicher, und je älter sie wird, desto interessanter wird ihre Gesichtsbildung. Ah, ich weiß nicht mehr, was ich davon denken soll!

Celestine stellte eines Tages eben solche Ueberlegungen an. Sie machte aus dem Beyspiel ihrer

Schwe-

Schwester den Schluß, daß ihr müßiges Leben und die Thorheit, womit sie sich von ihrer schönen Gestalt ganz einnehmen und berauschen lassen, die ersten Ursachen ihrer Traurigkeit wären. Sie verheelte es nicht vor sich selbst, daß man ihr nichts mehr zu sagen wisse, seitdem man ihr nicht mehr sage, daß sie schön sey. Sie kam auf den Gedanken, daß es wohl besser sey, liebenswürdig als schön zu seyn; und sie faßte den Entschluß, sich aus der trägen Unempfindlichkeit, in welcher sie so lange gelebt hatte, heraus zu reissen. Sie verlangte Bücher von ihrer Schwester, und machte ihr ihr Vorhaben bekannt. Renette war entzückt darüber, und wollte ihr bey ihrer Besserung helfen. Ein Unfall, welcher das erste wirkliche Unglück war, das Celestinen traf, ließ sie vollends zu sich selbst kommen, denn bisher hatte sie die unvermeidlichen kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens und wahre Unglücksfälle ziemlich mit einander vermengt. Der Prinz Colibri wurde auf der Jagd von einem Flintenschusse getödtet. Celestine wollte über den Tod ihres Mannes verzweifeln. Dieses Unglück gieng auch Renetten und ihrem Gemahl aus mehr als einer Ursache sehr nahe. Welches sollte nun ihr Zufluchtsort seyn? Celestine hatte keine Kinder, und Colibris Vater trat wieder in alle Gerechtsame, deren er sich bey der Verheurathung seines Sohnes freywillig begeben hatte. Renette, durch die Erfahrung und durch das Unglück belehrt, unterließ dießmal nicht, die Feye Klugheit zu Hülfe zu rufen. Sie stellte sich ein. Ich bin zufrieden, sagte sie zu ihr, mit der Art und Weise, wie du deine Prüfungen ertragen, und deine

deine Fehler gut gemacht hast. Dein Unglück wird bald ein Ende nehmen. Du mußt nur dein Werk dadurch vollbringen, daß du deiner Schwester den Dienst leistest, sie in der Muthlosigkeit zu unterstützen, die sich ihrer noch mehr als einmal bemächtigen wird, ehe sie eine so nützliche und geschäfftige Lebensart als die deinige ist, ergreift. Und meine Mutter, rief Renette aus? Ach geben sie mir doch aus Mitleiden Nachricht von ihr, ich beweine sie noch immer. Deine Mutter, antwortete die Feye, existirt noch, du wirst sie bald wieder sehen. Und ihr Land = = = fuhr Renette traurig fort, sie hat es durch meine Schuld verloren! Suche nicht die Zukunft zu durchdringen, erwiederte die Feye, sey vorsichtiger und hoffe die Belohnung deiner Verdienste. Gut, ich schweige, sagte Renette, aber was sollen wir, meine Schwester und ich, thun? Welches Verhaltens sollen wir uns befleißigen? Das einfältigste ist allemal das beste, antwortete die Feye; man muß den Tod des Prinzen seinem Vater bekannt machen, und dann warten. Aber du mußt alle Furcht verbannen, ich werde dir künftig beständig zur Seite seyn, und du wirst niemals anders als nach meiner Eingebung handeln. Ich verlasse dich itzt, um andere Geschäffte zu besorgen, aber ich werde dich nicht aus den Augen verlieren. Hier gebe ich dir drey Geschenke, bediene dich derselben zu rechter Zeit. Wenn du wirst verlegen seyn, so zerbrich diese kleine Nuß, und folge dem ersten Gedanken, der in dir entsteht, so bald sie geöffnet ist; und dann thue die Stücke wieder in deine Tasche, sie werden sich von sich selbst wieder verbinden, und bey jeder

neuen

neuen Verlegenheit brich sie aufs neue entzwey. Hier ist ein Fläschgen mit geistigem Wasser, welches die Kraft hat, wieder schön zu machen, das wirst du gebrauchen, wie es dir gefällt. Dieses Buch da, ist das kostbarste von meinen Geschenken, sagte sie, und zog aus ihrer Tasche ein kleines blaues Büchelchen mit weißen Blättern hervor. Du bist noch jung und hast noch viel zu lernen. Schreibe jeden Tag deine Gedanken über das, was dir begegnet ist, und über das, was du des andern Tages zu thun hast, in dieses Büchelchen, lege es unter dein Kopfküssen, und wenn du aufwachest, wirst du darinnen meine Antwort finden. Lebe wohl, mache dir dieses alles zu Nutze, und werde nicht muthlos.

Renette bedankte sich sehr bey der Feye, that ihre Geschenke in ihre Tasche, und lief zu ihrer Schwester, um ihr die Rathschläge der Klugheit mitzutheilen. Da sie eben in ihr Zimmer treten wollte, dachte sie daran, daß sie nicht gefragt hatte, ob sie mit ihr von ihrer Mutter und von den Geschenken, die ihr die Feye gegeben hatte, reden dürfte; sie war sehr verlegen darüber, und zerbrach ihr Nüßgen. Sie fand einen Zettel darinnen, auf welchem geschrieben war: **Nur von deiner Mutter.** Gut, sagte sie zu sich selbst, das wird ein Mittel seyn, die Veränderung meiner Schwester zu beschleunigen. Sie that die Stücke ihres Nüßgens wieder in ihre Tasche. Sie kündigte darauf wirklich ihrer Schwester an, so bald sie sich von den kleinen Fehlern, welche sie im Ueberflusse und im Müßiggange an sich genommen hätte, würde gebessert haben, so würde ihre Mutter wieder erwachen, und es gelang ihr zugleich, ihre

allzu=

allzugroße Bekümmerniß zu mäßigen, indem sie ihr immer die Zurückkunft ihrer Mutter als eine Folge der Bemühungen vorstellte, die sie anwenden würde, sich zu beruhigen.

Man eilte also, das Absterben des Colibri seinem Vater bekannt zu machen. Dieser ehrliche Alte hatte sich auf ein kleines Landgut begeben, wo er mit einigen benachbarten Edelleuten ruhig lebte. Er äusserte bey dem Empfange dieser Nachricht den lebhaftesten Schmerz. Derjenige, der den Auftrag hatte, sie ihm zu überbringen, sagte ihm zugleich, daß Celestine seine Befehle erwartete. Er dachte einen Augenblick darüber nach, und sagte darauf: Meine Güter sind doch mein, ich kann damit machen, was ich will; saget Celestinen, dem Prinzen Friedfertig und Renetten, sie sollen zu mir kommen, so werde ich ihnen meine Absichten bekannt machen. Celestine machte inzwischen mit Hülfe ihrer Schwester einen sehr schnellen Fortgang in allem, was zu ihrer Verbesserung gehörte; allein der Verlust, den sie erlitten hatte, gieng ihr immer sehr nahe, und ihr Schmerz zerstörte nach und nach ihre Schönheit. Erst wollte ihr Renette ihr Fläschgen geben, da sie sich aber besann, daß ihre Schönheit die Ursache der Fehler gewesen, die sie so unglücklich gemacht hatten, so versparte sie den Gebrauch desselben auf eine andere Zeit.

Sie machten sich nun mit dem Prinzen Friedfertig auf den Weg, um den Prinzen Ganzrund zu besuchen. Da sie ankamen, sagte man ihnen, man wüßte nicht, ob er sie würde empfangen können, weil er, da er kein Bild von dem Verstorbenen habe, beschäfftiget sey, nach dem Lande

der

der Colibri zu schreiben, damit man ihm einen schicke, der seinem Sohne, als er die Gestalt dieses Vogels hatte, ähnlich sey, und weil er verboten habe, ihn zu unterbrechen, so lange er schreiben würde. Renette fragte, ob er sich gemeiniglich lange in seinem Cabinette aufhalte, und erhielt zur Antwort, daß er nicht viel über vier und zwanzig Stunden dazu brauche, um einen Brief zu schreiben. Friedfertig, dem dieser ganze Besuch sehr zuwider war, war der Meynung, sie sollten wieder fort gehen. Celestine und Renette stellten ihm vor, daß sich der ehrliche Mann dadurch beleidiget finden könnte. Friedfertig wollte nicht nachgeben. Renette gieng in ein Cabinett, um ihr Nüßchen zu Rathe zu ziehen. Sie brach es auf; sogleich kam ein allerliebster Colibri heraus. Renette kam alsobald wieder herein, und bat einen Kammerdiener, seinem Herrn von ihrentwegen diesen Vogel zu bringen. Er stund nicht an, ihr zu gehorchen, da er des Vergnügens, das er ihm damit machen würde, gewiß war. Celestine und Friedfertig konnten nicht begreifen, woher Renette diesen Vogel bekommen habe. Sie sagte ihnen, daß er ein Geschenk wäre, welches ihr die Feye Klugheit vorhin gebracht hätte.

Der Prinz und die beyden Prinzessinnen wurden bald vor Celestinens Schwiegervater vorgelassen. Er überhäufte Renetten mit Danksagungen. Sie haben mir einen großen Dienst gethan, sagte er zu ihr, denn ich bin eben kein großer Schreiber, nicht als ob ich nicht so gut geschrieben hätte, als ein anderer; aber meiner Treue, alles hat seine Zeit. Nach dieser schönen

Rede

Rede umarmte er seine Schwiegertochter, und gab sich Mühe, sie zu trösten; darauf gieng er mit dem Prinzen Friedfertig in sein Cabinet; sie blieben da etwa eine Stunde bey einander, und Celestine und Renette konnten sich unterdessen nicht enthalten, wegen der Ursache dieser Unterredung sehr unruhig zu seyn. Endlich war sie zu Ende. Sie kamen wieder zurücke. Ich habe wissen wollen, sagte der gute ehrliche Mann, was der Prinz im Schilde führe, ich bin mit ihm zufrieden, und da ich kein Kind mehr habe, so nehme ich ihn dazu an, und mache ihn zu meinem Erben. Er kann von heute an meine Staaten in Besitz nehmen; ich übergebe ihm alle meine Rechte, so, wie ich sie meinem Sohne übergeben hatte; ich behalte mir nichts als meinen kleinen Strich Landes vor. Doch verknüpfe ich dieses alles mit der Bedingung, sagte er zu Celestinen, daß er der Wittwe des Prinzen Colibri ein anständiges Wittwengehalt ausmache. Bestimmen sie es selbst, Prinzessinn, ich überlasse es ihnen ganz und gar, antwortete Friedfertig; ich habe nicht das geringste Recht zu den Wohlthaten, die ich empfange, ich werde mit dem, was mir übrig bleiben wird, vollkommen zufrieden seyn. Prinz, versetzte Celestine, meine Schwester soll mich bey der Bestimmung dessen, was ich mir von ihnen auszubitten habe, leiten = = = = Sie wollte fortfahren, aber ein großes auf einmal entstandenes Getöse unterbrach sie. Es ließ sich eine himmlische Musik hören, und man sah einen cristallenen Pallast mit Pforten von Rubinen und Smaragden vom Himmel hernieder steigen. Was für ein verteufelter Lärm ist das, rief

der Prinz Ganzrund aus. Ist es wieder irgend eine Feye, die mir neue Streiche spielen will? Werden sie mich denn niemals in Ruhe lassen? Meine Damen, sie haben es ohne Zweifel mit ihnen zu thun, ich will mich mit meinem allerliebsten Colibri in mein Cabinet verschließen, und wenn sie fort seyn werden, dürfen sie mich nur rufen lassen; es ist schon lange, daß ich mich nicht mehr mit den Angelegenheiten der Großen abgebe. Erlauben sie mir, Prinz, daß ich sie begleite, sagte Friedfertig zu ihm, ich habe eben so wenig Lust, der Unterredung dieser Zauberinnen beyzuwohnen. Meinetwegen, versetzte der Alte, aber fort mit uns.

So bald sie aus dem Saale heraus gegangen waren, öffnete sich der Pallast, der sich in dem Hofe niedergesetzt hatte, und die drey Feyen, Lichtvoll, Vorsicht und Klugheit kamen aus demselben heraus. Wo sind die Prinzen, fragten sie. Die Prinzessinnen getrauten sich nicht zu antworten. Nur nicht so viel Umstände, sagte Vorsicht, und schlug mit ihrem Stabe an das Cabinet, wohin sie sich begeben hatten. Die Thüre desselben öffnete sich. Wir kommen, Prinz, sagte die Feye, ihnen einen guten Rath zu geben. Wir sind sehr wohl damit zufrieden, sagte sie zu Celestinens Schwiegervater, daß sie ihre Staaten dem Prinzen Friedfertig abgetreten haben; allein hüten sie sich, solches bekannt zu machen; der Prinz Tiefsinn könnte sich durch den guten Erfolg seiner Unternehmungen bewegen lassen, sich auch ihrer Staaten zu bemächtigen, wenn er hörte, daß sie darauf Verzicht gethan hätten. Sie müssen ihre Verfügungen geheim halten.

Sie

Sie müssen wieder zurück kehren und die Stelle ihres Sohnes einnehmen. Friedfertig wird zwar in der That regieren, aber er wird solches in ihrem Namen thun, bis sie nichts mehr von Tiefsinnen zu fürchten haben. Der Rath ist gut, sagte der Alte, das will ich nicht läugnen; aber wann werden wir nichts mehr von Tiefsinnen zu befürchten haben? So bald es Celestinen gefallen wird, sagte die Feye Lichtvoll, dieß ist alles, was uns erlaubt ist, ihnen anzukündigen. Mir, rief sie aus; und wie hängt das von mir ab? Ja, ja, versetzte Ganzrund, erwarten sie etwa, daß sie ihnen darauf antworten? Nu, nu, man muß sichs gefallen lassen, und es so machen, wie sie es haben wollen. Aber, meine Damen, könnten sie mir nicht, da sie ihrer doch drey sind, einen Dienst leisten? = = = Er ist schon geleistet, antwortete ihm eilends die Feye Lichtvoll, welche die Bitte, die er an sie thun wollte, erforscht hatte. — Der tausend! Ich biete ihnen Trotz, Madam Lichtvoll, daß sie mit alle ihrem Verstande das errathen können, was ich sagen wollte. Sie wollten mich bitten, sagte sie zu ihm, den Colibri reden zu lassen, er wird von nun an auf alle Fragen, die sie ihm thun werden, antworten, so oft sie ihn auf dem Finger halten, und ihn steif ansehen werden; aber sie werden ihn allein hören, und er wird niemals reden, wenn sie ihn nicht fragen. Bravo, antwortete der gute ehrliche Mann, das ist noch mehr als ich verlangte. Es leben die Feyen! Das ist eine wahre Lust, es mit ihnen zu thun zu haben. Doch, laß sehen, ob sie mich nicht anführen. Er nahm den kleinen Colibri auf seinen Finger, und fragte ihn et=

was ins Ohr, und sah ihn darauf steif an, wobey Celestinen die Thränen in die Augen traten. Er spricht wie ein Orakel, rief er aus! Nun, meine Damen, sie sagen also = = = Ich sagte, versetzte Klugheit, daß sie die Zeit mit unnützen Worten verderben. Verreisen sie, kehren sie in ihre Staaten zurücke, verlassen sie dieses alte Nest = = = Ey, mögen sie doch selbst ein altes Nest seyn, erwiederte Gaitzrund, warum beschimpfen sie mein Haus, Madam? Ich verlasse es ungern, und dabey bin ich kein Liebhaber vom Reisen. Wir werden sie also auch wohl dieser Mühe überheben müssen, versetzte Vorsicht? Gehen sie zu Bette und stehen sie morgen frühe auf, denn sie werden viel zu thun haben. Besser verlange ich es nicht zu haben, erwiederte er noch, aber ich bin wegen der Prinzessinn und des Prinzen Friedfertig besorgt, denn ich habe hier kein anderes Schlafzimmer als das meinige, und = = Sie werden auf einmal sehr bescheiden, oder sehr eigennützig, unterbrach ihn die Feye Vorsicht; wo führet denn die Thüre hin, die dort unten in ihrem Cabinete ist? Ey, sagte er, das ist mein Abtritt, wollen sie, daß sie da schlafen sollen? Wir lassen uns nichts aufbürden, versetzte Vorsicht. Indem sie dieses sagte, schlug sie mit ihrem Stabe an die Thüre, die Thüre öffnete sich, und man sah ein prächtiges Zimmer, das für Renetten und ihren Mann bestimmt war. Von da kam man in ein kleineres, das so ausgeschmückt war, wie es sich für Wittwen schickt, woraus man sah, daß es Celestine bewohnen sollte. Sie haben sehr wohl gethan, dafür zu sorgen, meine Damen, sagte der gute ehrliche Alte, indem er die Zimmer

 bewun=

bewunderte; so lange sie nur solche Streiche spielen, sollen sie mir willkommen seyn. Wollen sie sich auch mit dem Abendessen abgeben, so wird es wohl so übel nicht seyn, und dann werde ich ihnen ohne alle Umstände den Vorschlag thun. Wo ist denn das Speisezimmer, fragte Klugheit? Das Speisezimmer, sagte er, allenthalben wo ich mich befinde, wenn mich hungert. Hier zum Exempel! Sogleich stieg eine kostbar besetzte Tafel von der Decke des Zimmers herunter, und man setzte sich zu Tische. Celestine alleine schien gegen alle diese wunderbaren Dinge unempfindlich zu seyn. Sie sah mit Thränen in den Augen den kleinen Colibri an, den ihr Schwiegervater immer auf seinem Finger hielt. Die Feye Lichtvoll berathschlagte sich mit ihren Schwestern, ob sie nicht durch irgend ein Zaubermittel wollten das Ende von Celestinens Kummer zu beschleunigen suchen, und es wurde beschlossen, daß man die Macht dazu Renetten geben wollte, die in allen ihren Handlungen von der Feye Klugheit geleitet wurde.

Nach geendigtem Abendessen nahmen die Feyen von der Gesellschaft Abschied, ein jeder begab sich in sein Zimmer, und legte sich zu Bette, und des Morgens beym Erwachen fanden sie sich alle in Celestinens Pallast versetzt. Alles kam wieder in seine alte Ordnung. Friedfertig besorgte die Regierungsgeschäffte; der gute ehrliche Alte schwatzte den ganzen Tag mit seinem Colibri. Renette nahm wieder ihre gewöhnlichen Beschäfftigungen vor, und Celestine gab sich alle Mühe, ihr nachzuahmen. Sie zog immer ihre Schwester, und diese zog ihr

blaues Büchelgen und ihr Nüßgen zu Rathe, und so gieng alles auf das Beste. Friede und Einigkeit regierten unter ihnen. Celestine fand sich zuletzt glücklich. Man sang alle Abende einstimmig:

Stets von häuslichen Freuden umgeben;
Kann man froher und glücklicher leben?

So gieng ein ganzes Jahr vorbey, ohne daß sich etwas merkwürdiges zugetragen hätte. Eines Tages, da sie alle bey einander waren, kündigte man ihnen den Besuch des Prinzen Tiefsinn an. Sie erschraken darüber. Inzwischen mußte man ihn doch empfangen. Die Neugierde hatte ihn herbeygeführt, und er machte kein Geheimniß daraus. Er hatte soviel von der Glückseligkeit dieser Familie, und von den Verdiensten derjenigen, die er ihres Erbes beraubt hatte, gehört, daß er sich in den Stand setzen wollte, selbst davon zu urtheilen. Er hatte einen von seinen Vettern zur Gesellschaft mit sich genommen, der ein vollkommen schöner junger Prinz war, weßwegen er auch Phönix hieß. Sie wurden ziemlich kaltsinnig empfangen. Der junge Prinz fand Celestinen lange nicht so schön, als sie dem Rufe nach seyn sollte, aber weit liebenswürdiger, als man sie ihm vorgestellet hatte.

Nach ihrer Zurückkunft redete der junge Prinz von nichts anders als von der glücklichen Familie, so nannte man sie zwanzig Meilen in die Runde. Herr Onkel, sagte Phönix, haben sie wohl diese beyden Schwestern bemerkt? Und Celestine, welche Beschei-

denheit in ihren Blicken! Unterbrich mich nicht, ich denke = = = antwortete Tiefsinn; und woran denken sie, Herr Onkel? — Woran es mir gefällt, Vetter. Tiefsinn dachte drey Monate lange ganz allein an das, woran es ihm zu denken gefiel, ohne jemals jemanden etwas davon zu sagen. Unterdessen gieng Phönix sehr oft, den Prinzessinnen seine Aufwartung zu machen. Er fand sie immer beschäfftiget und immer liebenswürdiger. Er faßte eine so starke Neigung zu Celestinen, daß er es eines Tages wagte, seinen Onkel in seinen Träumereyen zu unterbrechen. Er warf sich zu seinen Füßen und gestund ihm, daß er nicht länger leben konnte, ohne Celestinen zu heurathen. Verzweifelt, antwortete ihm Tiefsinn, du hättest es mir wohl eher sagen können; es sind drey Monate, daß ich darauf denke, wie ich es machen könnte, das Uebel, das ich dieser ganzen Familie angethan habe, zu vergüten, ohne ihnen jedoch zu gestehen, daß ich Unrecht gehabt habe, und ich fand nichts. Aber nun ist alles auf einmal in der Ordnung: Du sollst Celestinen heurathen, ich gebe dir meine Staaten, versteht sichs, nach meinem Tode, und Renetten und dem Prinzen Friedfertig gebe ich das, was ich ihnen genommen habe, zum Hochzeitgeschenke. Phönix war vor Freude ganz entzückt. Ich schenke dir alle Danksagungen, sagte sein Onkel zu ihm, geh nur zu deiner himmlischen Braut, und laß mich, ich muß mich wieder ans Denken machen. — Und wozu das, mein Onkel? — Eine treffliche Frage! Und der Heu=

rathscontract, und die Hochzeit? Laß mich darauf sinnen, sage ich dir, und gehe. Phönix ließ sich solches nicht zweymal sagen. Er wandte sich an den Prinzen Friedfertig, unterrichtete ihn von seines Onkels Absichten, und bat ihn um seinen Fürspruch bey Celestinen. Renette, die in diesem Vorschlage die Erfüllung alles dessen, was die Feye Klugheit angekündiget hatte, sah, redete ihrer Schwester zu, die Hand des Prinzen Phönix anzunehmen. Man zog aber doch ihren Schwiegervater zu Rathe. Nu, antwortete dieser, aber was will man denn, daß aus mir werden soll? Soll ich ganz alleine hier bleiben? Es wird bloß auf sie ankommen, sagte Renette zu ihm, ihre Wohnung bey uns aufzuschlagen. Gut, Prinzeßinn, ich nehme sie beym Worte, und auf diese Bedingung gebe ich meine Einwilligung zu allem.

So bald die Vermählung kund geworden, kam Tiefsinn selbst, Renetten und den Prinzen Friedfertig abzuholen, um sie in den Besitz ihrer Güter zu setzen, und dieß geschah auf die feyerlichste Art. So bald Renette in ihrem Pallaste war, lief sie mit Celestinen nach dem Zimmer ihrer Mutter. Sie traten mit Zittern in das Cabinet, wo sie eingeschlafen, und aus welchem sie verschwunden war. Renette, die lebhafter als ihre Schwester war, trat zuerst hinein, und that einen Schrey, da sie ihre Mutter sah, die von dem Geräusche, welches gemacht wurde, auffuhr und erwachte. Regentinens und der beyden Prinzeßinnen freudiges Entzücken läßt sich leichter vorstellen als beschrei-

beschreiben. Die Prinzen wurden herbeygerufen. Das Gerüchte von Regentinens Zurückkunft verbreitete sich schnell, und das Vergnügen darüber war allgemein. Regentine gab ihre Einwilligung zu Celestinens Heurath. Sie erfuhr die glückliche Veränderung, die in Absicht auf ihren Charakter und ihre Denkungsart vorgegangen war, und wußte sich vor Vergnügen kaum zu lassen. Renette schenkte ihrer Schwester ihr Schönheitsfläschgen, sie verschmähte aber den Gebrauch desselben, weil sie aus eigner Erfahrung wußte, daß die Schönheit nicht glücklich machet.

Die Feyen wohnten Celestinens Hochzeit bey, und man sang ein Loblied zu Ehren der Klugheit und der Vorsicht. Celestine gestund und versprach, es nie zu vergessen, daß die Schönheit sie niemals glücklich gemacht habe, daß dieselbe vielmehr ein Hinderniß ihrer Glückseligkeit gewesen, und daß sie nicht eher einer ununterbrochenen völligen Zufriedenheit genossen, bis sie sich daran gewöhnt habe, ohne Aufhören eine Beschäfftigung auf die andere folgen zu lassen.

Seit dieser Begebenheit haben sie alle glücklich gelebt. Die Feyen bestimmten die Grenzen der Staaten von Regentine, von Tiefsinn und von dem Vater des Colibri; sie umgaben dieselben mit einem tiefen Flusse. Dieses Land ist für alle diejenigen unzugänglich, die nicht eben so tugendhaft sind als seine Bewohner; und darum hat man es seitdem immer die Insel der Glückseligkeit genannt.

Die Mutter.

Nu, wie findest du diese Geschichte?

Emilia.

Sie hat mich sehr belustiget, Mama, ich möchte wohl Renetten ähnlich seyn.

Die Mutter.

Du weißt doch, was dazu gehöret?

Emilia.

Ja, Mama, ich will sie noch einmal lesen, nicht wahr?

Die Mutter.

Das kannst du thun, wann du willst.

Emilia.

Es sind viele Dinge darinnen, die ich sie bitten werde mir zu erklären.

Die Mutter.

Recht gerne. Aber das soll ein andermal geschehen.

Zwölfte

Zwölfte Unterredung.

Emilia.

Was werden wir heute machen, Mama?

Die Mutter.

Was du willst. Ueberlege du selbst, was du thun willst; du hast deiner Pflicht ein Genüge geleistet, ich überlasse dir also die Wahl deiner Beschäfftigungen für den übrigen Tag.

Emilia.

Sie sind sehr gütig, meine liebe Mama! Wenn sie also wollen, so = = = = oder ich möchte wohl = = = = doch nein, nein, hören sie, Mama, lassen sie uns mit einander reden, das wird besser seyn.

Die Mutter.

Besser als was?

Emilia.

Als alles, was mir in den Sinn kam. Ja, Mama, wenn sie wollen, so will ich lieber mit ihnen sprechen, weil sie doch zufrieden mit mir sind. Es sind doch fast acht Tage, Mama, daß wir uns nicht mit einander unterredet haben.

Die Mutter.

Ich glaubte, daß wir alle Morgen mit einander redeten.

Emilia.

O ja, aber das geschieht bey dem Frühstücke oder beym Lernen; allein, so eine Unterredung zu halten, wie eine Dame, das ist schon lange.

Die Mutter.

Das ist wahr. Nun, ich höre dir zu, hast du mir viel zu sagen?

Emilia.

Ja, Mama; aber fangen sie an.

Die Mutter.

Recht gerne. Es fällt mir zum Exempel auch etwas ein. Gieb mir doch ein wenig Rechenschaft von allem, was dir seit unsrer letzteren Unterredung begegnet ist, und wie du deine Zeit zugebracht hast.

Emilia.

Ja, wir wollen doch sehen = = = Erstlich, meine liebe Mama = = = = muß ich von meinen Pflichten reden?

Die Mutter.

Wenn du einige neue Bemerkungen darüber gemacht hast, seitdem wir davon gesprochen haben, so habe ich nichts dagegen.

Emilia.

Emilia.

Nein. Ich will also nur sagen, daß wir verwichenen Montag mit einander ausgegangen sind.

Die Mutter.

Und wo sind wir gewesen, ich besinne mich nicht recht darauf?

Emilia.

Wie, Mama, sie hätten das vergessen? Ich erinnere mich dessen noch wohl, ich; wir sind ausgegangen, Seide zum Sticken zu kaufen, und wir haben eine Dame angetroffen, die so ungezogen war; sie wissen wohl, Mama, die Dame, die in dem Laden war.

Die Mutter.

Ja, ja, nun besinne ich mich ganz wohl darauf; aber ich hatte so wohl die Dame als ihre Ungezogenheit vergessen.

Emilia.

Sie hatte doch sehr Unrecht.

Die Mutter.

Darum war ich eben so eilig, sie zu vergessen, um so viel mehr, da ihr ihre ungezogene Begegnung gegen mich sehr leid gethan hat.

Emilia.

Ich glaube es wohl.

Die

Die Mutter.

Du hast es also eingesehen, daß sie unrecht hatte?

Emilia.

O ja, Mama!

Die Mutter.

Aber worinnen hatte sie denn Unrecht?

Emilia.

Nu, darinnen, daß sie wie eine Närrinn in diesen Laden herein gekommen ist, daß sie hat wollen ihren Stuhl nehmen, und sie Platz machen lassen, und das ohne ihnen einmal eine Verbeugung zu machen, als ob sie ein Kammermädchen wären.

Die Mutter.

Wenn ich also ein Kämmermädchen gewesen wäre, so würde sie nicht Unrecht gehabt haben?

Emilia.

Nein, Mama.

Die Mutter.

Du irrest, Emilia. Das Kammermädchen wäre nicht berechtiget gewesen, ihr so wie ich zu widerstehen; aber die Dame würde eben so unrecht gehabt haben.

Emilia.

Wie so, Mama?

Die

Die Mutter.

Indem sie sich so betrug, wie sie gethan hat, war sie ungezogen und grob gegen mich, gegen ein Kammermädchen würde sie nur unhöflich gewesen seyn; man muß aber gegen niemanden unhöflich seyn. Und darinnen besteht eben der Fehler, den sie ihre Unbesonnenheit begehen ließ.

Emilia.

Das ist also wohl die Ursache, Mama, warum sie mir immer sagen, ich soll jedermann grüßen.

Die Mutter.

Freylich; man muß sich beyzeiten an die allgemeine Höflichkeit gewöhnen, die niemals übel angebracht ist, und die nichts Falsches hat.

Emilia.

Ist denn die Höflichkeit Falschheit?

Die Mutter.

Wenn sie übertrieben, oder zu weit getrieben ist, so sieht sie so aus.

Emilia.

Was ist doch die Höflichkeit, Mama? denn das ist eine von denen Sachen, die ich so ungefehr verstehe, und die ich wohl ganz verstehen möchte.

Die Mutter.

Die Höflichkeit ist der ungezwungene und gefällige Ausdruck unsrer Hochachtung und unsers Wohlwollens gegen andere. Sie äussert sich entweder durch die Stellung oder durch Worte. Zuweilen ist sie auch ein bloßes Zeichen der gewöhnlichen Achtung.

Emilia.

Wenn man gegen diejenigen, vor welchen man vorbeygeht, eine Verbeugung machet, ob man sie gleich nicht kennet, so ist sie ein Zeichen der gewöhnlichen Achtung, nicht wahr, Mama?

Die Mutter.

Ganz richtig. Diese Art der Höflichkeit hat wenig zu bedeuten, und es ist immer besser, darinnen zu viel als zu wenig zu thun.

Emilia.

Und die andere?

Die Mutter.

Bey derjenigen, die sich durch freundliche Anreden, oder durch das, was man Complimente nennet, äussert, muß man schon mehr Unterschied machen, wenn man die Schranken der Redlichkeit nicht überschreiten will. Ich werde dich dieselben bemerken lehren, so wie sich die Gelegenheit dazu darbieten wird.

Emilia.

Emilia.

Warum nicht itzt, meine liebe Mama?

Die Mutter.

Weil die allgemeinen Regeln fast immer falsch, oder so vielen Ausnahmen unterworfen sind, daß es viel besser ist, auf den Augenblick zu warten, wo sich das Beyspiel darzu darbietet.

Emilia.

So? = = = = Lassen sie uns also von etwas andern reden. Mama, es ist mir recht lieb, auf der Welt zu seyn.

Die Mutter.

Und warum das?

Emilia.

Weil alles, was man sieht, so hübsch ist. Und dann, giebt es Augenblicke, wo ich so glücklich, so glücklich bin! Gestern, zum Exempel, die Comödie, wohin sie mich geführt haben, die kleine Mamsell, die man fortgeschickt hatte; sie war recht betrübt, sie weinte; aber da ich sie wiederkommen sah, das machte mir so viel Vergnügen! wie hieß sie doch?

Die Mutter.

Nanine.

Emilia.

Ja, Nanine! Aber warum hatte man sie fortgeschickt?

Die Mutter.

Weil man ihrem Herrn Böses von ihr gesagt, und er solches geglaubt hatte.

Emilia.

Aber er hatte Unrecht! Warum fragte er sie nicht, ob es wahr sey? Wenn ich an der Stelle dieses Herrn gewesen wäre, so würde ich zu ihr gesagt haben: Mamsell, man hat mir gesagt = = = aber was hatte man ihm denn gesagt, ich weiß es nicht mehr?

Die Mutter.

Ihr Herr hatte ihr Geld gegeben: sie überschickte es heimlich ihrem Vater, und man hatte sie beschuldiget, sie hätte es einem andern gegeben.

Emilia.

Gut, ich würde sie gefragt haben, ob das wahr sey?

Die Mutter.

Du würdest besser gethan haben. Allein ihr Herr war empfindlich darüber, daß sie nicht Zutrauen genug zu ihm gehabt hätte, und gab bloß seiner Empfindlichkeit Gehör.

Emilia.

Aber sie that wohl, daß sie ihr Geld ihrem Vater schickte: man hätte sie nicht strafen sollen.

Die Mutter.

Freylich that sie wohl daran. Aber laß einmal sehen, was können wir wohl aus diesem allen lernen?

Emilia.

O ich weiß nicht, dieses alles verwirrt mich. Helfen sie mir, Mama, wenn sie wollen so gütig seyn!

Die Mutter.

Mich dünkt, wir können daraus schließen, daß es überhaupt sehr gefährlich ist, denjenigen, die uns leiten und führen wollen, nicht sein ganzes Zutrauen zu schenken.

Emilia.

Ja, das ist wahr.

Die Mutter.

Daß man ferner sehr übel thut, der ersten Regung des Zornes oder der Rachgierde zu folgen, weil man Gefahr läuft, gleich dem Grafen von Olban Ungerechtigkeiten zu begehen.

Emilia.

Das ist auch wahr. Ah, hieß er von Olban, dieser Herr?

Die Mutter.

Ja. Und endlich daß sich derjenige, der sich keine Vorwürfe zu machen hat, gleich Naninen über die Ungerechtigkeiten, die er erfährt, trösten kann, weil doch früher oder später die Wahrheit an den Tag kömmt, und man einem jeden Recht wiederfahren läßt.

Emilia.

Ja = = = = Mama, es ist etwas sehr bequemes um die Wahrheit.

Die Mutter.

Ja, für denjenigen, der sie nicht verletzet, er darf nur ruhig und stille seyn. Und die Lügen, die Verläumdung, die Falschheit sind hingegen sehr unbequem und sehr ermüdend für diejenigen, die sich davon beherrschen lassen. Sie müssen immer darauf denken, ihre Falschheit zu verbergen, immer befürchten, entdeckt zu werden, sich selbst martern, und das alles ganz vergeblich, weil sie doch zuletzt gewiß entdeckt werden.

Emilia.

O was mich betrifft, ich will immer die Wahrheit sagen, denn ich lasse mich nicht gern martern und quälen. Sehen sie, Mama, wenn ich Unrecht habe, so ist mir dabey so übel zu Muthe, und das würde noch viel schlimmer seyn, wenn ich löge. Ach Gott! ich würde mich so mit beyden Händen vor dem Gesichte ver=

verbergen, ich glaube, ich würde mich nicht mehr dürfen sehen lassen.

Die Mutter.

Du hast Recht, denn es giebt Fehler, die man nicht vergißt, und darunter gehören auch die Lügen. Wer sich derselben schuldig gemacht hat, der verliert dadurch die Achtung und das Zutrauen der Menschen, und dieser Verlust läßt sich niemals wieder völlig ersetzen. Es ist ein niedriges und schändliches Laster.

Emilia.

Aber, Mama, es fällt mir eben ein, sie wissen wohl, was sie mir versprochen haben.

Die Mutter.

Was denn?

Emilia.

Einen Auszug aus jenem Buche zum Auswendiglernen. Sie haben es vergessen, ich denke noch wohl daran.

Die Mutter.

Ich habe es nicht vergessen, denn ich habe es in meiner Tasche; aber ich wartete, bis du dich wieder daran erinnertest.

Emilia.

Ah meine liebe Mama, sie sind ja recht gütig! Wollen sie mirs itzt geben?

Die Mutter.

Ja. Es würde mir lieb seyn, wenn wir es mit einander läsen. Hier ist es, ließ.

Emilia liest.

Auszug aus einigen moralischen Grundsätzen und Lebensregeln.

Wie angenehm ist es zu leben, zu denken, zu empfinden! Ich will leben um der Natur und ihrem Schöpfer zu gehorchen. Ich will denken, um die Wahrheit zu erkennen. Ich will empfinden, um die Tugend zu lieben.

Ich will das Gute thun, weil es angenehm ist, es zu thun. Ich will das Böse lassen, weil es das Herz mit Grauen und Bitterkeit erfüllet.

Des Morgens will ich mein Herz der Freude, daß ich Gutes thun kann, öffnen; des Abends will ich mich dem Schlafe mit der Befriedigung überlassen, daß ich unschuldig gelebt habe. Ich will mich bemühen am folgenden Tage das Gute zu thun, was ich am vergangenen nicht thun konnte, oder nicht gethan habe.

Ich will alle Güter des Lebens ohne Stolz und ohne Ungerechtigkeit genießen. Ich will alles dessen, was ich nicht habe, ohne Verdruß und ohne Murren entbehren.

O Wahrheit, sey du das Licht meines Geistes! O Tugend, sey du die einzige Nahrung meines Herzens! O Wohlwollen! Liebe! Dankbarkeit! Freundschaft! Seyd ihr die einzigen Beschäfftigungen meines Lebens!

Ich will die Menschen lieben, weil sie meines Gleichen sind. Ich will auch in andern leben, und dadurch mein Leben vervielfältigen. Mein Wohlwollen soll sich auf alles, was ist und lebet, erstrecken, damit mein Herz immer das Vergnügen zu lieben und nützlich zu seyn genieße.

Wenn es wahr ist, daß die Menschen böser sind als sie erst waren, so sollen Nachsicht und Sanftmuth meine beständigen Begleiterinnen seyn, damit mich die Laster und die Fehler anderer nicht unglücklich machen.

Anderer Glück soll mich glücklich machen, weil ich weiß, daß ihnen wohl ist und nichts fehlet. Den Unglücklichen, dem ich nicht helfen kann, will ich beklagen; ich will seinen Kummer mit ihm theilen, weil ich weiß, daß ich ihm dadurch die Last desselben erleichtere. Den Bösen will ich samt seinen Thaten vergessen, weil ich ihn sonst hassen möchte.

Ich will nur leben, um das, was gut und liebenswürdig ist, zu lieben. Ich will mein Herz dem Gifte des Hasses und des Neides verschließen, damit es nicht dadurch verderbt werde. Ich will das Unrecht, das mir an-

dere zufügen, erdulden, ohne mich darüber zu beklagen, weil das Strafe genug für sie ist, daß sie böse sind.

Im Glücke will ich gütig und mitleidig seyn, um mich desselben würdig zu machen: im Unglücke will ich geduldig und beherzt seyn, um es zu überwinden.

Ich will nicht gegen die Zufälle und Begebenheiten dieses Lebens murren, weil ich gemeiniglich weder ihre Ursachen noch ihre Absichten kenne, und doch allen Grund zu glauben habe, daß sie den Regeln des Besten gemäß sind. Ich will an die Unermeßlichkeit der Welt denken, um mich von dem Stolze zu heilen, als ob ich so ein wichtiger Theil derselben wäre. Ich will auf die Fürsorge merken, die der Schöpfer der Natur für seine kleinsten und geringsten Geschöpfe trägt, damit ich mich niemals für verlassen halte.

Ich will meine Musse zur Betrachtung der Ordnung und der Pracht seiner Werke anwenden, damit ich Gelegenheit habe, mich darüber zu verwundern und zu freuen. Alle leblose und lebendige Wesen gehorchen seinen Gesetzen, und finden in ihrem Gehorsam ihr Glück. Ich will mich seinem Willen unterwerfen, um gleich ihnen glücklich zu seyn.

Ich will die Arbeiten und die Tugenden des Menschen, seinen Muth, seine Erfindungskraft und die Erhabenheit seiner Begriffe be-

wundern,

wundern, und froh darüber seyn, daß ich seines gleichen bin. O Mensch, der du dich durch die Niederträchtigkeit des Lasters und durch böse Handlungen so tief herabgesetzt hast, dein Andenken müsse sich aus meinem Gedächtnisse vertilgen, damit ich nicht über die menschliche Natur erröthen dürfe!

O Hoffnung, erfülle mein Herz mit der Zuversicht, mein Leben in der Unschuld zuzubringen, damit ich Lust zu leben habe! Mein Herz müsse niemals müde werden, das Gute zu thun! Ich will das Leben als ein vergängliches Gut betrachten, das ich ohne Reue wiedergeben werde, weil ich es auf das Beste werde benutzt, weil ich es zu meiner und zu anderer Menschen Glückseligkeit werde angewandt, und mich dadurch der Erwartung eines bessern Lebens werde fähig gemacht haben. Die Tugend ist besser als das Leben, weil sie den Menschen glücklich machet, und weil man nur dazu leben muß, sich und andere Menschen glücklich zu machen.

O du, der du mein Schicksal regierest, gieb mir viele Pflichten zu erfüllen, damit mein Herz viele Gründe der Freude und der Zufriedenheit habe! Laß mich lieber sterben, als ein Verbrechen begehen! Niemals müsse ich so niederträchtig seyn, daß ich das Unglück eines lebendigen Wesens verursache! Laß mich vielmehr durch Wohlthun, durch Weisheit und Tugend einer höhern Wirksamkeit und Glückseligkeit fähig werden!

Die Falschheit soll ferne von mir seyn! Keine Lüge soll aus meinem Munde gehen, weil ich immer dabey gewinnen werde, mich so zu zeigen, wie ich bin = = = u. s. w.

*** *** ***

Die Mutter.

Nu, wie findest du das?

Emilia.

Wie, ist es schon aus? Aber darinnen ist ja nichts Neues.

Die Mutter.

Wie so?

Emilia.

Ich weiß ja das alles, Mama. Es ist eben das, was wir täglich sagen, und wovon auch etwas in meinem Catechismus steht.

Die Mutter.

Aber was hilft das Sagen, wenn du nicht von der Wahrheit dieser Grundsätze überzeugt bist?

Emilia.

Emilia.

Und wie sollte ich es nicht seyn, Mama? Erfahre ich es nicht? Wenn ich Unrecht habe, bin ich unglücklich; wenn ich mich wohl verhalte, bin ich glücklich. Wenn ich irgend einem Geschöpfe Gutes gethan habe, so bin ich höchst vergnügt darüber. Wenn ich jemanden leiden sehe, so schmerzet es mich, es dünkt mich, daß ich selbst leide.

Die Mutter.

Möchtest du dich, mein Kind, stets in diesen Gesinnungen befestigen! Folge meinem Rathe, lerne diesen Auszug auswendig, um dich alle Augenblicke an die Grundsätze zu erinnern, welche dein Verhalten regieren sollen.

Emilia.

Ah, Mama, ja, ich will sie lernen, das verspreche ich ihnen; aber, Mama, lassen sie uns das die Elemente der Glückseligkeit nennen, nicht wahr?

Die Mutter.

Du hast Recht.

Emilia.

Wir suchten sie neulich, und da haben wir sie gefunden. Wollen sie mir wohl erlauben, sie

sie abzuschreiben, ich werde sie desto geschwinder auswendig wissen.

Die Mutter.

Sehr gerne, da hast du sie. Geh und schreibe sie ab.

Emilia.

Ich gehe sogleich, Mama, und werde nicht eher aufhören, bis ich ganz damit fertig bin.

[library stamp]

Leipzig,
gedruckt bey B. C. Breitkopf und Sohn.

8° H.

Épinay

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Epinay, Louise Florence Pétronille Tardieu D'Esclavelles d'

Emiliens Unterredungen mit ihrer Mutter

Leipzig 1775

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 639
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11251351-0
VD18 12414581-001